

Swetlana DEMKINA (Text und Fotos)

LANDWIRTSCHAFT

Eine Sache, die viel Freude bringt



Jelena Gawrilowa: Unser Eis am Stiel ist sehr lecker!



Iwan Richert aus Redkaja Dubrawa arbeitet 40 Jahre als Mechanisator.



435 Kühe hält man im neuen Kuhstall mit moderner Ausrüstung.



Wladimir Nemtschenko, Chefzootechner der „Brücke-Agro“ GmbH.

Pjotr Boos, Leiter der „Brücke-Agro“ GmbH, ist ein Erblandwirt. Sein Vater Pjotr Rogustowitsch Boos ist sein ganzes Leben lang in der Landwirtschaft tätig, war viele Jahre Vorsitzender der Wirtschaft „Stepnoj“ in Grischkowska, Deutscher nationaler Rayon. Der jüngere Boos schloss sich aber der Familiensache nicht sofort an. Obwohl der Sohn in der Kindheit auf den Feldern oder in den Farmen mit seinem Vater oft dabei war, versuchte er nach der Schule die Berufsrichtung zu wechseln und machte Ausbildung im Bereich Wirtschaft. Aber einige Jahre später kehrte er doch in die Landwirtschaft zurück. Zurzeit steht er an der Spitze der „Brücke-Agro“ GmbH, die heute zwei Abteilungen hat. Die Letztere - die ehemalige Kirow-Kolchose in Podsosnowo - wurde diesem Landwirtschaftsunternehmen erst vor kurzem angeschlossen.

START UND WERDEGANG

Der Start der „Brücke-Agro“ GmbH, die Pjotr Petrovitsch Boos seit der Zeit der Gründung leitet, begann eigentlich im April 2019 mit der Abteilung im Dorf Redkaja Dubrawa, Deutscher nationaler Rayon, auf der Basis des ehemaligen Karl-Marx-Zuchtbetriebs. Zu dieser Zeit stellte der junge Leiter in einer kleinen Farmerwirtschaft, die im Dorf Polewoje Sitz hatte und über 80 Kühe verfügte, seine Kräfte als Geschäftsführer auf Probe. Daneben arbeitete er seit 2015 als stellvertretender Generaldirektor für Produktion der „Brücke“ GmbH. Als Generaldirektor in diesem Betrieb war sein Vater Pjotr Rogustowitsch Boos tätig.

„Damals wurden im Betrieb nur etwa 10-15 Tonnen Milch pro Tag verarbeitet und von 500 Kilo bis 1,5 Tonnen Fleischproduktion hergestellt“, berichtet Pjotr Petrovitsch Boos. „Mit diesem Produktionsvolu-

men war es unmöglich, profitabel zu arbeiten. So führte uns diese Situation zum Verständnis, dass man die eigene Basis für Produktion des Rohstoffes haben muss, um das Unternehmen mit Milch und Fleisch zu versorgen.“

Zum Vergleich: Derzeit werden im Betrieb „Brücke“ 75 Tonnen Milch pro Tag verarbeitet, und sieben bis acht Tonnen verschiedener Fleischfertigprodukte produziert. Aber das kam später, nachdem die „Brücke-Agro“ in Redkaja Dubrawa gegründet wurde.

Zuerst musste man laut dem Leiter viel in die Wirtschaft investieren. Die Farmen und andere Räume mussten kapital renoviert werden, die Landtechnik war auch veraltet. Heute ist die Situation in dieser Wirtschaft ganz anders. „In der Landwirtschaft kommt das Resultat nicht sofort. Man muss zuerst viel Mühe anlegen“, setzt Pjotr Boos fort.

Die Wirtschaft konzentriert sich vorwiegend auf die Milchproduktion. Die Rinderherde zählt hier

2960 Stück Rindvieh, alle sind der roten Steppenrasse. Darunter sind 700 Melkkühe. Hier wurde ein neuer Kuhstall für Laufstallhaltung mit moderner Ausrüstung für 435 Kühe errichtet und einem mechanisierten Melkblock mit der Melkanlage „Europarallel“ Ende Dezember 2021 in Betrieb genommen. In dieser neuen Melkhalle arbeiten nur acht Melkerinnen. Das erleichtert die schwierige Situation mit Fachleuten, weil es auch in diesem Landwirtschaftsbetrieb wie in vielen anderen einen Mangel an guten Arbeitskräften gibt.

Das Herz dieses mechanisierten Viehzuchtkomplexes ist ein Computer. Diesen zeigt der „Brücke-Agro“-Chefzootechner Wladimir Nemtschenko: „Jeden Morgen erforsche ich die Angaben, die sich in diesem Computer befinden. Sehen Sie bitte!“ Zahlreiche Grafiken, Diagrammen, Schemas und Tabellen, die für einfache Menschen kaum verständlich sind, versteht gut der Chefzootechner. „Jede Kuh hat einen kleinen Chip. Dank diesem können wir anschaulich im Computer sehen, wie jede Kuh sich fühlt, wie viel Milch sie gibt und viele andere Informationen“, demonstriert Wladimir Nemtschenko. „So zeigt uns diese Information, dass der tägliche Milchertrag durchschnittlich in Höhe von 26 Liter pro Kopf liegt.“

In der Abteilung in Redkaja Dubrawa wird in den letzten zwei Jahren aktiv die Erneuerung der Rinderherde durchgeführt. „Wir haben

viele Kälber, für die auch günstige Bedingungen geschaffen wurden“, berichtet der Zootechner.

Im Kälberstall befindet sich jedes Kalb in einem eigenen Käfig, der seinen Futtertrog und Wassereimer hat. Kälber kommen im Alter von 10 bis 15 Tagen hierher und bleiben hier bis zu zwei-drei Monaten. Daneben ist auch wichtig, dass die Kälber jeden Tag die Milch bestimmter Temperatur bekommen. Das sichert eine Anlage, die man hier „Milchtaxi“ nennt und die die Milch automatisch bis zu 40 Grad aufwärmt. „Hier ist alles wie im Kindergarten“, fügt er mit Lächeln hinzu. „Ausgewogene Ernährung und strenge Ernährungsordnung sind der Schlüssel zu einem gesunden Tier“, meint der Viehzüchter.

„Die Kälber sind den Kleinkindern ähnlich, dabei sind sie ganz unterschiedlich“, schließt sich die Kälberpflegerin, Oxana Erfort, dem Gespräch an. „Einige brauchen Strenge, die andere umgekehrt Zärtlichkeit. Aber diese und jene brauchen Liebe und tüchtige Pflege.“

Insgesamt kümmert sich Oxana Erfort um 84 Kälber und versteht es schon meisterhaft, mit jedem Tier gemäß seinen Eigenschaften umzugehen. Auch die Kälber erkennen ihre Pflegerin nach den Schritten und ihrer Stimme, sobald sie den Kälberstall betritt, und empfangen sie immer mit fröhlichem Muhen.

(Schluss auf Seite 2)

EREIGNISSE

„Farmerschule“ für die Landwirte

Am 20. September begann in der Altaier staatlichen Agraruniversität ihre Arbeit die neue „Farmerschule“, meldet der Pressedienst der Regionalregierung. Aktive Landwirte aus der Altairegion und der Republik Altai, die gerade planen, ihr Geschäft im Agrar- und Industriekomplex zu entwickeln, haben an der Auswahl der Studenten des Bildungsprogramms teilgenommen. Von den 90 eingegangenen Bewerbungen wurden nur 67 ausgewählt. Das ist eine Rekordzahl seit der Arbeit der „Farmerschule“. An der feierlichen Eröffnungszereemonie des Programms beteiligten sich Nikolaj Kolpakow, Rektor der Agraruniversität, Nikolaj Bojko, Direktor der Altaier Regionalabteilung der „Rosselchosbank“, Nikolaj Chalin, stellvertretender Landwirtschaftsminister der Altairegion, sowie Alexander Weiß, Geschäftsführer der Union der Bauern(Farmer)wirtschaften. „In der dritten Farmerschule liegt der Schwerpunkt auf zwei Richtungen - Pflanzen- und Bienenzucht. Diese Zweige sind eng miteinander verbunden. Wir stellen uns die Aufgabe, Agronomen und Bienenzüchtern beizubringen, scharfe Ecken zu vermeiden und gegenseitige vorteilhafte Beziehungen aufzubauen“, betonte in seiner Begrüßungsrede Nikolaj Kolpakow. Der Unterricht in der „Farmerschule“ verläuft im Vollzeit- und Fernformat mithilfe der Plattform „Ich in agro“. Die Schulungsprogramme beinhalten Pflichtfächer zu Themen wie Marketing, Finanz- und Nichtfinanzdienstleistungen, Agrarkooperation, digitale Lösungen für die Landwirtschaft und andere. Besondere Aufmerksamkeit schenkt man dabei den modernen Trends in der Entwicklung der Farmerbewegung.

Maria ALEXENKO

Z für DICH ZEITUNG

Zeitung in deutscher Sprache

Bestimmt für alle, die sich für die deutsche Sprache interessieren. Berichtet über Ereignisse in und außerhalb der Altairegion und über den Alltag und die Kultur der Russlanddeutschen.

Die Zeitung kann für 1 bis 6 Monate auf eine für Sie bequeme Weise abonniert werden:

1. Durch den Katalog der russischen Presse „Post Russlands“ in allen Postabteilungen der Region: IIA055 – 104 Rbl. 58 Kop.

2. Durch die Agentur der Presse „Rospetschatj-Altai“: Tel.: (8-385-2) 63-59-07; 63-63-26 IIA055 – 84 Rbl. 00 Kop.

3. Durch die Gesellschaft „Ural-Press Kusbass“: Tel.: (8-385-2) 35-37-63; 35-37-67 IIA055 – 101 Rbl. 34 Kop.

Mit beliebigen Fragen richten Sie sich bitte an die Abonnements- und Vertriebsabteilung der Zeitung in Barnaul: (8-385-2) 633-717

Swetlana DEMKINA

Sie ist Lehrerin in der dritten Generation

„Die Berufswahl wird durch die Eigenheiten unserer Persönlichkeit, unserer Natur, unserer Neigungen, unserer Ansichten und Überzeugungen bestimmt. Darüber wird die Auswahl auch durch das Vorbild der Menschen beeinflusst“, meint Tatjana Tjutjunnikowa, Fremdsprachenlehrerin der Mittelschule des Dorfes Orlowo, Deutscher nationaler Rayon. Ihre zweite tiefe Überzeugung ist, dass nicht jeder Mensch den Kindern gegenüber tolerant sein kann und die Mädchen und Jungen, denen man das Lesen und Schreiben in einer Fremdsprache beibringen muss, die aber nicht alle und nicht immer fleißig sind, lieben kann. Aber ohne diese Liebe kann der Mensch kein tüchtiger Lehrer sein. Kurz vor dem Lehrertag, den man in Russland am 5. Oktober begeht, teilt Tatjana Tjutjunnikowa noch andere Besonderheiten ihres Berufs mit.

KINDERTRAUM GING IN ERFÜLLUNG

Die Kindheit und Jugendzeit verbrachte Tatjana Tjutjunnikowa in Kasachstan, zuerst in Ustj-Kamenogorsk und später in Taldy-Kurgan. Als sie noch ein Kind war, spielte sie immer die Rolle einer Lehrerin mit den Nachbarkindern und im Kindergarten. Das Mädchen hatte alles Nötige dafür, einen Zeigestock, ein Lehrbuch und eine Tafel, auf der sie mit Kreide schrieb. Das Vorbild für sie war Tatjanas Mutter, die damals Unterstufenlehrerin war. Die kleine Tanja war oft mit der Mutter in den Stunden dabei. Schon damals träumte Tatjana davon, Deutschlehrerin zu werden. Einen großen Einfluss machte auf das Mädchen auch ihre erste Lehrerin, die mit ihrem interessanten Unterricht und außerschulischen Aktivitäten die Liebe zur deutschen Sprache und Kultur bei ihren Schülern erweckte.

Tatjanas Berufswahl war offensichtlich. Nach der Schule ging sie an das Pädagogische Institut für Fremdsprachen in Alma-Ata, das sie 1987 mit dem Diplom der Deutschlehrerin in der Sekundarstufe beendete.

Ihren beruflichen Weg begann Tatjana Tjutjunnikowa im Jahre 1991 in der Mittelschule Nr. 17 in Taldy-Kurgan in Kasachstan. Im Jahre 1992 übersiedelte Tatjana mit der Familie nach Altai ins Dorf Orlowo, wo die Lehrerin sofort in der hiesigen Mittelschule ihre Tätigkeit als Deutschlehrerin begann. Seitdem unterrichtet sie hier schon 32 Jahre lang Deutsch in der Oberstufe und sechs Jahre auch Englisch in den 5. bis 9. Klassen.

Laut Tatjana Tjutjunnikowa ist in ihrer Arbeit besonders wichtig, in erster

Linie das Interesse zum Fach zu erwecken und zu fördern. So spricht darüber die Lehrerin selbst: „Meine Aufgabe besteht darin, den Kindern die Kenntnisse zu vermitteln und das wird effektiv, wenn der Unterricht interessant gestaltet wird.“ Um das zu verwirklichen, verwenden die Deutschlehrerin im Unterricht moderne Ansätze, unterschiedliche Arbeitsformen, interaktive Aufgaben, Zusatzmaterialien und spielerische Technologien. „Ich finde es auch nicht weniger wichtig, dass die Schüler die erworbenen Kenntnisse dann verwenden können“, fügt Tatjana Tjutjunnikowa hinzu. Das zu realisieren, hilft Tatjanas außerschulische Tätigkeit in der Richtung Theater, mit der sie sich seit 2000 beschäftigt.

Viele interessante Aufführungen werden in der Orlowoer Schule vorbereitet: von den Inszenierungen der Märchen der Brüder Grimm bis zu den Tragödien von Sophokles und Theaterstücken von Bertolt Brecht. So spielend und phantasierend lernen die jungen Theaterliebhaber die deutsche Sprache wie Literatur kennen. Diese Theatervorstellungen zeigen die Kinder dann in der Schule wie im jährlichen Rayonswettbewerb der Theateraufführungen.

Bei allen Beschäftigungen spielt laut Tatjana Tjutjunnikowa die Liebe zu den Kindern die Hauptrolle. „Das liegt mir im Blut. Das erbe ich von meinen Vorfahren, weil ich aus der Lehrerdynastie Tabakows stamme“, so die Nachfolgerin der Pädagogenfamilie.

FAMILIENDYNASTIE

Tatjanas Lehrerdynastie ist 137 Jahre alt. Die Wurzeln der Dynastie entstanden am Anfang des 20. Jahrhun-



Tatjana Tjutjunnikowa beteiligt sich mit einer ihrer Schülerinnen am Wettbewerb „Freunde der deutschen Sprache“. Moskau. 2021.

derts. Damals beschloss das einfache Bauernmädchen Klawdija Tabakowa aus dem Dorf Leninogorsk der Republik Kasachstan, Lehrerin zu werden. Weder die Revolution und die nachfolgende Verwüstung noch die Jahre des Großen Vaterländischen Krieges hinderten sie daran, ihr Ziel zu erreichen. Seitdem arbeitete sie dreißig Jahre in der Schule. Klawdija Tabakowa brachte elf Kinder zur Welt, aber nur fünf blieben am Leben. Sie gab ihre ganze Kraft und ihr Wissen ihren Schülern ab und erzog ihre eigenen Kinder so, dass sie trotz der harten Zeiten alle eine pädagogische Hochschulbildung erhielten und dann in der Schule arbeiteten. Fünf Töchter wurden Lehrerinnen für Mathematik, Russisch, Geografie, Biologie und Chemie.

Eine der Töchter, Alexandra Tabakowa - Tatjanas Großmutter, war mehr als 40 Jahre lang als Geografielehrerin tätig. Sie vermittelte die Liebe zu ihrem Fach nicht nur im Unterricht, sondern auch bei Ausflügen ins Freie in der Heimatregion. Viele ihrer Schüler träumten davon, Seefahrer oder Wissenschaftler zu werden, und als die Lehrerin in den Ruhestand ging, erhielt sie noch lange viele Dankesbriefe von ihren Schülern.

Weiter übernahm ihre Tochter, Tamara Tjutjunnikowa, die Mutter

meiner Gesprächspartnerin, die Stefanie, Kinder zu unterrichten. 35 Jahre lang arbeitete Tamara Lasarewna Tjutjunnikowa als Grundschullehrerin. „Meine Mutter sagte oft, dass die Lehrerin eine Schöpferin sei“, erinnert sich Tatjana Vitaljewna. „Die Kinder liebten meine Mutter. Wenn sie in die Schule kam, liefen sie zu ihr, um sie zu umarmen und zu sagen: ‚Wir haben Sie vermisst!‘. Meine Mutter ihrerseits liebte ihre Zöglinge, trotz ihres manchmal schwierigen Verhaltens sowie ihrer Vor- und Nachteile. In ihrem kleinen Klassenzimmer klang immer lustiges Kinderlachen“, spricht Tatjana Tjutjunnikowa weiter. „Einst trat meine Mutter in die Fußstapfen ihrer Mutter und wurde Lehrerin, und dann war ich an der Reihe.“

LEHRER SOLL EIN VORBILD SEIN

Tatjanas Interesse begrenzen sich nicht nur mit dem Unterricht. Etwa 20 Jahre führte sie die Funktion eines Mentors aus. In diesem Bereich gibt es drei Richtungen: Pädagoge-Schüler, Pädagoge-Student, Pädagoge-Pädagoge (Neulinge). Tatjana Tjutjunnikowa, Lehrerin der höchsten Qualifikationskategorie, realisiert sich in allen drei - von Schülern bis jungen

Lehrern. Einige junge Pädagoge, die früher unter Tatjanas Mentorschaft standen, arbeiten jetzt in den Schulen des Deutschen Rayons.

Auch ihre kreativen Fähigkeiten zeigt die erfahrene Pädagogin in der Schule mit Vergnügen. Wenn in einer Vorstellung gesungen oder getanzt werden muss, kann man sich immer auf Tatjana Tjutjunnikowa verlassen. „Es kommt mir jetzt zugute, dass ich eine Kunstschule in der Kindheit beendet habe“, erklärt die kreative Lehrerin. Obwohl ihr Hauptfach Klavierspielen war, gab es dort auch viele zusätzliche Beschäftigungen, darunter auch Gesang und Choreographie.

Neben der Schule ist Tatjana Vitaljewna auch im hiesigen deutschen Kulturzentrum tätig, wo sie den Kindern die deutsche Sprache sowie Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen näher bringt.

Trotz vielen Beschäftigungen findet Tatjana Tjutjunnikowa auch Zeit für ihr Hobby. Noch eine ihre Leidenschaften ist Sport. Während des Studiums versuchte sich die damalige Studentin im Tennisspielen. Obwohl sie in Orlowo keine Möglichkeit hatte, ihre Liebessportart zu treiben, ersetzte sie das durch Volleyball.

„Verlangen Sie zuerst von sich selbst und dann von den Schülern. Seien Sie ein Vorbild für die Schüler“, das ist noch ein Prinzip, dem Tatjana Tjutjunnikowa folgt. So motiviert die Lehrerin ihre Zöglinge, an verschiedenen Wettbewerben und Olympiaden ihre Kräfte auf Probe zu stellen, in welchen sie oft Preisträger werden. Dabei bleibt sie selbst ihren Schülern nicht hinterher. Im August bekam Tatjana Vitaljewna die Nachricht über noch einen Sieg. Sie wurde eine der LehrerInnen Russlands, die mit einer Geldprämie für hohe Errungenschaften in der pädagogischen Tätigkeit vom Aufklärungsministerium der Russischen Föderation belohnt wurden. Die Verleihungszeremonie findet am Lehrertag in Barnaul statt. Das wurde für Tatjana Tjutjunnikowa ein der besten Geschenke zum Berufstag wie auch eine wichtige Bestätigung ihrer Meisterschaft.

Foto: Privatarchiv

Swetlana DEMKINA

Eine Sache, die viel Freude bringt

(Schluss von Seite 1)

ENTWICKELN UND VERBESSERN

Vieles, was in der Abteilung in Redkaja Dubrawa ausprobiert wurde, plant man auch in der neuen Abteilung in Podsosnowo einzusetzen. Die Podsosnowoer ehemalige Kirow-Kolchosa wurde in die „Brücke-Agro“ GmbH im März dieses Jahres eingegliedert.

„Das war in erster Linie der Wunsch der Arbeiter und des früheren Betriebsleiters selbst. In letzter Zeit verschlechterte sich die Situation in der Kolchosa, was zu großen finanziellen Problemen führte. Und nach mehreren Treffen mit Teilhabern kam die Entscheidung, die Wirtschaft im Dorf aufzubewahren und sie nicht in den Bankrott zu treiben“, erklärt Pjotr Boos.

Die Dorfbewohner wie Landwirte verstehen es gut: „Gibt es keine Wirtschaft im Dorf, stirbt das Dorf.“ Hier stimmten die Ansichten der „Brücke-Agro“-Verwaltung sowie aller Anteilseigner in vielen Fragen überein. So spricht darüber der Wirtschaftsleiter: „Wir sind keine Fremden im Dorf Podsosnowo. Ich glaubte immer, dass Podsosnowo das schönste Dorf mit einer entwickelten Infrastruktur ist. Es wäre schade, dieses zu verlieren. Einige Siedlungen im Deutschen Rayon hatten solch ein trauriges Schicksal. Sie zeigten ein beklagenswertes Ergebnis, als große Wirtschaften in diesen Dörfern liquidiert und in mehrere Farmerwirtschaften aufgeteilt wurden.“

In der neuen „Brücke-Agro“-Abteilung wird es keine grundlegenden Änderungen in den Tätigkeitsrichtungen geben. Die Entwicklung der Viehzucht steht aber an erster Stelle in der Tagesordnung. „Aber wir sind heute überzeugt, dass es ohne eine starke Pflanzenproduktion keine vorteilhafte Viehzucht gibt. Deshalb werden wir beide Richtungen entwickeln und verbessern“, sagt Pjotr Boos.

Dabei folgt man auch hier dem Prinzip: Zuerst muss man viel investieren, nur in diesem Fall kommt dann ein bedeutendes Ergebnis. Derzeit wurden bereits zwei Berieselungsanlagen für die Abteilung gekauft. „Wir planen, die Ackerfläche, die hier berieselt wird, zu vergrößern, und in den nächsten Jahren noch drei Berieselungsmaschinen aufzustellen, denn wir können uns nicht auf unsere Wetterverhältnisse verlassen.“

So sollen alle Felder weiter angebaut werden. Die vorrangige Aufgabe besteht laut Pjotr Boos darin, das Vieh zu füttern und die Rinderherde mit Qualitätsfutter zu sichern.

Man sät Sonnenblumen und Flachs. Mais für Silage, einjährige Kräuter für Heulage - und wenn es gelingt, die bewässerten Flächen zu vergrößern, sollen auch mehrjährige Gräser wie Luzerne angebaut werden. Getreidekulturen wie Weizen, Gerste und Hafer werden auf jeden Fall gepflanzt.

Insgesamt verfügt die Podsosnowoer Abteilung über 700 Melkkühe. „Wir beschäfti-

gen uns jetzt aktiv mit der Gesundheit und Erneuerung der Milchkuhherde. Daneben haben wir die Reparatur von drei Kuhställen vorgenommen“, so Boos.

Die Bemühungen der neuen Verwaltung brachten schon einige Früchte. Der tägliche Milchtrug beträgt hier jetzt im Durchschnitt mehr als 16 Liter pro Kopf und insgesamt neun bis zehn Tonnen Milch am Tag im Vergleich zu den ehemaligen täglichen drei Tonnen.

Außerdem bleiben einige Verarbeitungszweige in der Abteilung in der Branche und auch diese werden verbessert. Das ist die Herstellung von Eis sowie Bäckerei- und Konditoreiprodukte. So spricht darüber Pjotr Boos: „Das Podsosnowoer Eis ist nicht nur in diesem Dorf, sondern auch weit über seine Grenze hinaus bekannt. Aber viele Produktionsetappen macht man hier noch von Hand. Wir wollen diese Produktion völlig automatisieren. Dafür haben wir schon moderne Ausrüstung für etwa 20 Millionen Rubel gekauft. Derzeit bereiten wir die Räume für diese automatisierte Linie wie für moderne Kühlanlage vor. Dadurch lässt sich die Qualität der Produkte verbessern wie das Eissortiment verbreiten. Hoffentlich können wir schon im nächsten Sommer die Menschen mit neuen Eissorten erfreuen. Außerdem wurde auch schon neue Ausrüstung für die Konditorei angeschafft.“

IN VATERS FUSSTAPFEN

Pjotr Petrowitsch Boos wurde am 14. September 1989 im Dorf Grischkowka (damals Rayon Slawgorod) geboren. Nach seinem Schulabschluss im Jahre 2008 ging er an die Altaier Staatliche Universität, die er mit dem Diplom des Ökonomen 2012 absolvierte. Weiter studierte er Jura an der Akademie für Wirtschaft und Recht. Nach dem Wechsel von mehreren beruflichen Bereichen folgte Pjotr Boos seinem Vater und kam doch in die Landwirtschaft. „Vaters Vorbild spielte eine wichtige Rolle bei meiner Berufswahl und meine Sache bringt mir jetzt viel Freude“, sagt Pjotr Boos.

Sein Vater Pjotr Rogustowitsch Boos war bis 2021 Vorsitzender der Wirtschaft in Grischkowka und ist seit 2012 bis heute als Generaldirektor in der „Brücke“ GmbH tätig.

Der jüngere Pjotr Boos hat drei Kinder: Tochter Veronika (9 Jahre) und zwei Söhne, Pjotr (7 Jahre) und Andrej, der nur noch vier Monate alt ist. Wenn der Vater die Wirtschaft besucht, bittet ihn der älteste Sohn Pjotr oft: „Nimm mich mit!“ So darüber das Familienoberhaupt: „Mein Sohn ist oft, wie einst ich selbst, bei meiner Arbeit dabei und will Mechaniker werden. Und wenn er unsere Familiendynastie fortsetzt, würde ich mich freuen. Hoffentlich wird es in Zukunft prestigeträchtig, auf dem Lande zu arbeiten.“

LANDWIRTSCHAFT

Kulturtag in Baranul

Vom 20. bis zum 24. September wurde in Barnaul das Projekt „Kulturtag der Russlanddeutschen“ im Zentrum für kulturelle und geschäftliche Zusammenarbeit „Deutsche des Altai“ (ZKGZ) durchgeführt. Teilnehmer waren Leiter der deutschen Kulturzentren, Vertreter der Bewegung der Russlanddeutschen der Altairegion sowie der jüngeren Generation der Russlanddeutschen.

Am ersten Tag wurden mehrere Arbeitstreffen abgehalten, und zwar die Sitzungen des Rates der Zentrumsleiter, des Zentrums „Deutsche des Altai“ und des Rates der Altaier gesellschaftlichen Jugendorganisation „UNITE“ (AGJO).

Am nächsten Tag wurde für die Leiter der deutschen Kulturzentren und die Mitarbeiter des Zentrums „Deutsche des Altai“ eine Schulung vom Hauptbuchhalter des Internationalen Verbands der deutschen Kultur, Jurij Klyshenko, organisiert. Die jungen Vertreter der Russlanddeutschen hatten in dieser Zeit die Möglichkeit, unter der Leitung von Olga Kondratjewa, der Direktorin des Altaier Zentrums für soziale Information, sich über soziales Design und Stipendien des russischen Präsidenten zu informieren.

Am Abend wurden Brettspiele, die vom Zentrum „Deutsche des Altai“ sowie von der Jugendorganisation „UNITE“ geschaffen wurden, präsentiert. So konnten die Teilnehmer nicht nur sich mit den Spielen vertraut machen und ihren Wert für die Spracharbeit kennen lernen, sondern auch viele positive Emotionen von den Spielen erleben.

Der dritte Tag war nicht weniger arbeitsreich. Am Vormittag setzten die Zentrumsleiter in Buchhaltung ihre Schulung fort und die Jugendlichen, in zwei Gruppen aufgeteilt, tauschten neue Ideen und Formen für zukünftige ethnokulturelle Projekte aus.

Weiter beteiligten sich die Anwesenden an den Workshops. Einer war den sozialen Netzwerken und der andere - der Erstellung von Videos gewidmet. Dann warteten auf die Teilnehmer die kulinarische Meisterklasse wie die Meisterklasse zum Malen und am Abend tauchten sie in die Atmosphäre von Katharinas Hof ein und nahmen am Quest „Siegel der Katharina II.“ teil.

Am 23. September fand eine Sitzung des Rates der gesellschaftlichen Organisation „Regionale nationale Kulturautonomie der Deutschen des Altai“ statt. Während des Treffens wurde die Realisierung des Arbeitsplans für das Jahr 2022-2023 von verschiedenen Organisationen der Russlanddeutschen des Altai besprochen sowie der Arbeitsplan der gesamten Struktur der gesellschaftlichen Bewegung der Russlanddeutschen in der Region für das Jahr 2024 erstellt.

Zum Höhepunkt des Projekts wurden das Festival der deutschen Kultur und ein festliches Konzert, wo schöpferische Gesangsgruppen und choreografische Kollektive aus der gesamten Region auftraten. Vor dem Konzert konnten die Festivalgäste thematische Ausstellungen und Meisterklassen besuchen, sich in den Volksspielen probieren und deutsche Tänze lernen.

Das Projekt wurde unter Mithilfe des Internationalen Verbands der deutschen Kultur im Rahmen des Förderprogramms zugunsten der Russlanddeutschen organisiert.

Nach *altairn22*

Sonderausgabe Nr. 18

Die Ausgabe wird im Rahmen des Programms zugunsten der ethnischen Deutschen in der Russischen Föderation laut den Entscheidungen der Deutsch-Russischen Regierungskommission für Angelegenheiten der Russlanddeutschen ermöglicht.

Swetlana DEMKINA (Text und Foto)

SPORT

Großer Fußball im Altai

Selten kann man die Fußballspieler beobachten, die ihre Sportanzüge durch Kochschürzen ersetzen, um etwas zu backen, oder die in den Pausen zwischen den Matches, Deutsch erlernen, Sprachspiele vorführen und Volkslieder der Russlanddeutschen singen. All das aber ist eine übliche Sache für die Mitglieder der Fußballmannschaft der Russlanddeutschen „RusDeutsch“. Ihre Mannschaftstrainings sehen im Vergleich mit den der anderer Sportler ganz anders aus. Im September dieses Jahres kam diese Mannschaft nach Altai, um zu trainieren und mehrere Freundschaftsspiele durchzuführen. Zu dieser ungewöhnlichen Mannschaft gehören Sportler aus vielen Regionen Russlands von Moskau bis Krasnojarsk. Für sie wurden auch Kultur-Sprachtreffen mit sportlicher Komponente organisiert.

ERSTER HALT

Das Projekt „Kultur-Sprachtreffen mit sportlicher Komponente für die Aktivisten unter den Russlanddeutschen“ startete am 9. September und dauerte bis zum 17. September. Es wird mit Unterstützung des Internationalen Verbands der deutschen Kultur im Rahmen des Förderprogramms zugunsten der Russlanddeutschen realisiert.

Bei der Eröffnungsfeier, die im Zentrum für kulturelle und geschäftliche Zusammenarbeit „Deutsche des Altai“ stattfand, traten mit Begrüßungsreden Georgij Klassen, stellvertretender Vorsitzender des Internationalen Verbands der deutschen Kultur und Vorsitzender des Interregionalen Koordinierungsrates der Deutschen Westsibiriens, und Tatiana Haustowa, Direktorin des Zentrums „Deutsche des Altai“, auf. „Wir freuen uns, die „RusDeutsch“-Fußballspieler in der gastfreundlichen Region Altai begrüßen zu dürfen“, sagte die Zentrumsdirektorin. „Dieses einzigartige ethnokulturelle Projekt mit einer sportlichen Komponente findet hier zum ersten Mal statt, und das ist ein neues Format für unser Zentrum. Ich hoffe, dass ihr Aufenthalt im Altai die schönsten Eindrücke und Erinnerungen hinterlassen wird.“

KÜCHE, LIEDER, DEUTSCH UND SPORT

Am Abend machten die Gäste eine Stadtrundfahrt durch den historischen Teil von Barnaul, wo sie interessante architektonische Denkmäler der alten Stadt besichtigten und über verschiedene Epochen der Stadtgeschichte erfuhren.

Weiter warteten auf die „RusDeutsch“-Sportler Trainings, Spiele und ein ethnokulturelles Programm. So beschäftigten sich die Fußballspieler mit Deutsch, lernten die Kultur und Traditionen



Die Fußballmannschaft der Russlanddeutschen nach dem Spiel in Slawgorod.

der Russlanddeutschen kennen, beteiligten sich an den Spielmarathons, wetteiferten in kulinarischen Schlachten und sangen Volkslieder der Russlanddeutschen.

In Barnaul führte die russlanddeutsche Mannschaft drei Spiele durch. Eins mit der Mannschaft der Russlanddeutschen des Altai und das zweite mit dem Fußballverein „Dynamo-M“ aus Barnaul. Beide hat „RusDeutsch“-Mannschaft mit der Punktzahl 4:1 gewonnen. In noch einem Spiel mit dem Fußballklub „Temp“ kam „RusDeutsch“ auch zum Sieg.

BESUCH IN SLAWGOROD UND PODSOSNOWO

Am 14. September fuhr die Mannschaft „RusDeutsch“ nach Slawgorod, wo sie sich mit der Slawgoroder Mannschaft auf dem Fußballfeld traf. Wieder hat die Mannschaft der Russlanddeutschen einen sicheren Sieg errungen und das Ergebnis war wieder 4:1. Am nächsten Morgen besuchten die Fußballspieler das Museum „Rad der Geschichte“, wo sein Gründer, der Unternehmer und Philanthrop Jakow Grinemaer, den Gästen seine Museumsausstellungen und eine reichhaltige Sammlung von Fotos des 20. Jahrhunderts, die das Leben der Russlanddeutschen beleuchten, vorstellte.

Dann lag der Weg der Fußballspieler nach Podsosnowo, Deutscher nationaler Rayon. Hier besuchten die Sportler das hiesige deutsche Kulturzentrum, wo sie deutsche Lieder des Volksensembles „Morgenrot“ und deutsche Tänze in Vorführung von der hiesigen choreographischen Jugendgruppe genießen konnten. Daneben besuchten die Gäste das Heimatmuseum. Hier erfuhren sie über

die Geschichte des Dorfes sowie besichtigten interessante Gegenstände aus dem Alltagsleben der Russlanddeutschen. Eine Überraschung wurde für die Fußballspieler die leckere Bewirtung. Extra für sie wurden köstlich duftenden Kriebel gebacken.

Außerdem veranstaltete man für die „RusDeutsch“-Mitglieder die Verkostung der Produktion der weit und breit bekannten Firma „Brücke“. So bekamen die Sportler die Gelegenheit, örtliche Käse, Wurst und Eis sowie auch den Riewelkuchen mit Nachschatten zu kosten, den die Gastgeberinnen des Dorfes sorgfältig für sie zubereiteten.

Am Abend versammelten sich nicht nur die Podsosnowoer, sondern auch die Bewohner anderer Dörfer des Rayons im Dorfstadion, um die Mannschaft des Rayons zu unterstützen. Das war das letzte Freundschaftsspiel des Projekts, das jedoch mit dem Sieg der „RusDeutsch“-Mannschaft und mit dem Ergebnis 4:2 endete.

So kommentiert die Spiele Viktor Sterz, Trainer der „RusDeutsch“-Mannschaft: „Wir nahmen jedes Spiel und jeden Gegner sehr ernst wahr. In den Spielen konnten die Teilnehmer unserer Mannschaft ihre Taktik und Kombinationen realisieren, die wir während der Trainings besprachen und übten. Alle spielten nicht den Fußboden, sondern gaben sich alle 100 Prozent hin. Deswegen auch ein solch gutes Ergebnis.“

Nach den Worten von Viktor Smirnow, Trainer in Podsosnowo und Leiter der Sportabteilung des Deutschen nationalen Rayons, ist die „RusDeutsch“-Mannschaft sehr stark. „Seit langem verfolge ich ihre Leistungen, weil mehrere mei-

ne ehemaligen Zöglinge in ihr spielen“, setzt der Trainer fort. „Das sind der Torwart Valentin Lindt aus Kamyschi und die Podsosnowoer Sergej Guk, Pawel Guk, Vladislav Gil und Dmitrij Abramkin.“

Zum Abschluss des Projekts kehrte die Mannschaft der Russlanddeutschen nach Barnaul zurück. Hier wurden die Filme über unglaubliche Abenteuer der russlanddeutschen Fußballspieler im Altai präsentiert, die die Teilnehmer selbst, in drei Gruppen aufgeteilt, während des ganzen Projekts drehten. Zwischen den Filmaufführungen stellten das Organisationsteam und die Sportler mitreißende Tänze vor und sangen gefühlvolle Lieder auf Deutsch mit Gitarrenbegleitung.

DANKE FÜR DIE GASTFREUNDLICHKEIT

Alechan Baizajew aus Wladikawkas teilt seine Eindrücke mit: „Ich bin seit 2012 in der Mannschaft der Russlanddeutschen und beteiligte mich schon mehrmals an diesem Projekt. Aber ich bin zum ersten Mal im Altai und bin beeindruckt, wie hier das deutsche Kolorit und die deutsche Sprache sorgfältig gepflegt werden. Ich finde es sehr wichtig, dass in diesem Projekt die Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen mit dem Sport Hand in Hand gehen. Meine Urgroßmutter Jekaterina Friedrich ist eine Deutsche, deswegen sind meiner Meinung nach die beiden Richtungen gleich nötig. Was mir im Altai noch auffiel, so ist es die hiesige besondere Gastfreundlichkeit.“ „Dieser herzliche Empfang bleibt uns für lange im Gedächtnis“, bestätigten auch die anderen „RusDeutsch“-Fußballspieler.

Svetlana DEMKINA

„Russlands herausragende Deutsche 2023“

Mitte September wurden die Gewinner des gesamtrussischen Wettbewerbs „Russlands herausragende Deutsche“ in Moskau feierlich belohnt. Dieses Preisausschreiben wird traditionell jedes Jahr durchgeführt, um die bedeutenden Persönlichkeiten unter den Russlanddeutschen auszuzeichnen, die in verschiedenen beruflichen Bereichen oder in gesellschaftlichen Tätigkeiten Erfolge errungen haben. In diesem Jahr fand es zum 13. Mal statt und wurde vom Internationalen Verband der deutschen Kultur (IVDK) und der Föderalen nationalen Kulturautonomie der Russlanddeutschen (FNKA) organisiert.

Die Preisträger des Wettbewerbs „Russlands herausragende Deutsche“ werden traditionell in mehreren Nominierungen, die nach prominenten Personen unter den ethnischen Deutschen Russlands und der ehemaligen Sowjetunion benannt sind, durch eine öffentliche Internetabstimmung ermittelt. Der Ehrentitel wird denjenigen Nominierten verliehen, die bei jeder der Kategorien die meisten Stimmen erhalten haben.

Am 15. September 2023 versammelten sie sich in einem historischen Gebäude aus dem 18. Jahrhundert, im Herrenhaus in Wolhonka, zur traditionellen Preisverleihungszeremonie.

Alle Anwesenden wurden von der IVDK-Vorsitzende, Jelisaweta Graf, die selbst im Jahre 2013 die Gewinnerin dieses Wettbewerbs im Bereich der Pädagogik war, begrüßt: „Das Preisausschreiben zeigt, dass die Russlanddeutschen in den Bereichen Wissenschaft, Kunst, Sport, Pädagogik und gesellschaftliches Leben sehr gute Ergebnisse vorweisen können, dass wir jemanden haben, zu dem wir aufschauen und nach dem wir streben können.“

Konstantin Matis, der FNKA-Präsident, wies auf die verbindende Rolle des Wettbewerbs hin, an dem viele Vertreter der Selbstorganisation der Russlanddeutschen teilnehmen und der „nicht nur Menschen verschiedener Berufe und aus den sozialen Aktivitäten, sondern auch aus verschiedenen Ecken Russlands hervorhebt“. Er erinnerte auch daran, dass die Russlanddeutschen im

Jahr 2023 ein wichtiges Datum feiern, und zwar den 260. Jahrestag des Manifests von Katharina der Großen über die Einladung ausländischer Siedler ins Russische Reich.

Es gibt fünf grundlegende Kategorien. Der Gewinner im Bereich der Kunst des Anna-German-Kunstprieses wurde Arnold Reinik, Vorsitzender der Kreativen Vereinigung der Russlanddeutschen, Ballettmeister, Pädagoge, Dichter, Musiker, Komponist, Regisseur und künstlerischer Leiter des Autorentanztheaters „Ljallen“. In einem würdigen Kampf setzte er sich gegen den Schriftsteller und Maler Ernst Gallinger, den Pianisten und Komponisten Valentin Matwejew-Wentzel, den Komponisten, Sounddesigner und Klangtherapeuten Otto Schwarz und die Theater- und Filmschauspielerin Elwira Schreiner durch.

Der Beste in der Nominierung für Pädagogik namens Viktor Klein wurde Pjotr Tissen, Kandidat der pädagogischen Wissenschaften, Dozent, Direktor des Instituts für Körperkultur und Sport bei der Staatlichen Pädagogischen Universität Orenburg. Zusammen mit ihm konkurrierten Svetlana Schindel, Kandidatin der Wissenschaften im Bereich Kulturologie, Dozentin, Deutschlehrerin im Institut für Technologie Engels, und Svetlana Grischkewitsch-Schmidt, Lehrerin für Kunsthandwerk und Volkskunst im Staatlichen Kunst- und Industrie-college Kungur um den Ehrentitel.

In der Nominierung im Bereich gesellschaftliches Leben, die nach



Larissa Rubalskaja händigt den Preis Arnold Reinik aus.

Artur Karl benannt ist, gewann Sofja Schmidt, Mitglied der Jugendkammer bei der Duma des Gebiets Tjumen und Leiterin des Sozialprojekts „Reproduktive Gesundheit“ für Studenten und Schüler. Auch Maria Geniberg, Vorstandsvorsitzende der Lokalen nationalen Kulturautonomie der Russlanddeutschen Nowosibirsk und Predigerin im Dorf Jarkow, wurde in dieser Kategorie nominiert.

In der nach Boris Rauschenbach benannten Kategorie im Bereich Wissenschaft siegte Viktor Ekgardt, Doktor der technischen Wissenschaften, Laureat des Preises der Regierung der Russischen Föderation für Wissenschaft und Technik und Mitglied der Akademie der Bergwissenschaften. Der zweite Nominierte war Wladimir Schneider, Doktor der Geschichtswissenschaften, Professor des Lehrstuhls für allgemeine und heimatische Geschichte an der Staatlichen Pädagogischen Universität Armawir.

Noch ein Sieger, diesmal in der Nominierung für Sport (Rudolf-Pflügfelder-Preis), ist Denis Kasper, Sporttanztrainer, Finalist der Russischen Amateur- und Profimeisterschaften und der Offenen Meisterschaft der Profis „Meister-

Gala“ in Österreich (Innsbruck), mehrfacher Teilnehmer des Projekts „Tänze mit Stars“.

Traditionell werden die hervorragenden Russlanddeutschen auch in einer besonderen Nominierung „Name des Volkes“ zum Andenken an berühmte Persönlichkeiten unter den Russlanddeutschen, die heute leider nicht mehr unter uns sind, aber deren bedeutender Beitrag nicht unerkannt bleiben darf, ausgezeichnet. Den Ehrentitel dieses Jahres bekam der sowjetische Physikochemiker, Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR und Held der sozialistischen Arbeit, Pjotr Rebinder (1898-1972), der den Grundstein für ein neues Fachgebiet - der physikochemischen Mechanik - gelegt hat. Die ehrenvolle Auszeichnung wurde seiner Tochter ausgehändigt.

Mehrmals wurden auch Vertreter der Altairegion unter den hervorragenden Deutschen Russlands anerkannt. Im Jahr 2023 wurde zum ersten Mal eine Preisverleihung in einer neuen Zusatzkategorie des Wettbewerbs „Effektiver Leiter“ durchgeführt. Als Gewinner in diesem Bereich wurde Viktor Hermann, Vorstandsvorsitzender des Verbands der Industriellen der Altairegion und

Vorsitzender des Verwaltungsrats des „Altaier Werks der Präzisionserzeugnisse“ und Mitglied der Regionalen nationalen Kulturautonomie der Deutschen des Altai, ernannt.

Für die Preisverleihung wurden mehrere Ehrengäste zur Zeremonie eingeladen. Darunter waren Dmitrij Petrow, Fernsehmoderator des Fernsehkanals „Kultur“, Träger des Preises der Regierung der Russischen Föderation im Bereich Bildung und Kultur, Tatjana Illarionowa, Professorin der Russischen Akademie für Volkswirtschaft und Staatsdienst, Doktor der philosophischen Wissenschaften, Nikolaj Littau, Jachtkapitän, Ehrenmeister des Sports, Inhaber des Tapferkeitsordens, Mitglied der Russischen geografischen Gesellschaft und Preisträger des Wettbewerbs 2021, Jelena Perowa, Musikerin, Fernsehmoderatorin und Schauspielerin, Gewinnerin des „TEFI“-Preises, Denis von Meck, Gründer und Leiter der Von-Meck-Stiftung, Philanthrop, Aktivist des öffentlichen Lebens, Verleger, Sammler und Volontär im Bereich Kultur.

Die Preisverleihung der Gewinnerin der Anna-German-Kunstnominierung war besonders glanzvoll. Der Preis wurde von der bekannten Dichterin, Schriftstellerin und Übersetzerin Larisa Rubalskaja überreicht.

Alle Preisträger bekamen Ehrenurkunden und personalisierten Messingplatten. Diese Platten werden in der Werkstatt für dekorative und angewandte Kunst „LiK“ in Slatoust hergestellt, deren Mitbegründerin die Verdiente Künstlerin der Russischen Föderation Nina Lochtatschjowa (Lützow) war. Außerdem wurden Gewinner mit Geschenken von den Veranstaltern und Partnern des Wettbewerbs ausgezeichnet.

Nach *RusDeutsch*
Foto: rusdeutsch.ru

Maria ALEXENKO

„Nemezka Sloboda“ vereinigt

Das VIII. Internationale Festival der russlanddeutschen Kultur „Nemezka Sloboda“ fand am 9. und 10. September in Nowosibirsk im Erholungspark „Berjosowaja roschtscha“ statt. An dieser großen Veranstaltung beteiligten sich Meisterhandwerker und eingeladene schöpferische Kollektive aus den Regionen Sibiriens und der Republik Kasachstan.

Es wurden im Laufe des Festivals allerlei Meisterklassen durchgeführt sowie Stände der Kultur- und Geschäftszentren und der Deutsch-Russischen Häuser der oben genannten Orte organisiert. In diesen zwei Tagen konnten sich die Einwohner und Gäste der Stadt und des Gebiets Nowosibirsk mit der Kultur und Geschichte, mit den Sitten und Bräuchen der deutschen Volksgruppe, die schon über zwei Jahrhunderte in Russland zuhause ist, bekannt machen.

Das Festival „Nemezka Sloboda“ ist ein Projekt des Deutsch-Russischen Hauses Nowosibirsk.

Diese Veranstaltung ist in das „Goldene Buch des Gebiets Nowosibirsk“ eingetragen und wurde schon mehrmals mit föderalen Auszeichnungen belohnt: 2019 war es der Diplom des Allrussischen Wettbewerbs der aktuellen national-kulturellen Projekte „Russland: ethnischer Komfort“ in der Nominierung „Projekte, die auf Bildung einer einheitlichen Zivilgesellschaft und eines gemeinsamen Kulturraums abgezielt sind“; 2020 – Diplom des II.

Grades der Nationalen Prämie im Tourismusbereich Russian Event Awards in der Nominierung „Bestes touristische Ereignis für die Popularisierung der Volkstraditionen und -handwerke“.

Die Gäste des Festivals konnten sich mit den Traditionen und ethnischen Besonderheiten der Russlanddeutschen, einer der zahlreichsten Volksgruppen des Gebiets Nowosibirsk, bekannt machen. Jedes Jahr änderte sich das Konzept des Festivals, aber eins bleibt unverändert: „Nemezka Sloboda“ ist ein reichhaltiges Programm mit interaktiven Plattformen, Meisterkursen und Themenbereichen, die der Kultur, Traditionen und Bräuchen der Russlanddeutschen gewidmet sind.

Die Kultur eines Volkes besteht nicht nur aus Liedern und Tänzen, es ist auch sein Alltag: die Nationaltracht, die Handwerke, die Nationalküche, die Kindermärchen, die Sprichwörter und anderes mehr. So konnten die Anwesenden alle ethnischen Schätze kennen lernen: das Spinnen und Weben, die Bandstickerei, und konnte sich auch mit dem Schmieden, Töpfern und Zimmermannshandwerk vertraut machen.

An der Veranstaltung „Nemezka Sloboda“ beteiligte sich neben anderen Gästen auch der Gouverneur des Gebiets Nowosibirsk, Andrej Trawnikow, der in seiner Begrüßung betonte: „In Russland leben friedlich nebeneinander verschiedene Völker und Nationen, die ihre Bräuche und Traditionen sorgfältig bewahren. In der Geschichte un-

seres Landes hat es nie eine Verletzung von Traditionen und Religionen gegeben; wir haben alles aufbewahrt, was das große Russland gesammelt hat. Und heute feiern wir gemeinsam Feiertage, schauen uns mit Interesse die Nationaltrachten, die Traditionen, die Küche der anderen Völker an, finden Ähnliches und freuen uns über neue Entdeckungen. Lasst es immer so sein! Mögen alle Völker unseres Landes und unserer sibirischen Region in Freundschaft und Harmonie leben!“

In diesem Jahr beteiligte sich auch die U-Bahn Nowosibirsk am Festival „Nemezka Sloboda“. An der Station „Garin-Michajlowskij-Platz“ klangen an diesen zwei Tagen deutsche Lieder, die vom örtlichen Ensemble „Gute Laune“ gesungen wurden. Außerdem erhielten die Fahrgäste der Stadt köstliche Leckereien und Luftballons mit den Symbolen des Festivals von lebensgroßen Puppen in deutschen nationalen Trachten. Dies sorgte für eine besondere festliche Atmosphäre an der Station.

Das zweitägige Festival „Nemezka Sloboda“ rundete ein Galakonzert ab, in dem lustige und feierliche deutsche und russische Tanz- und Gesangnummern einander wie im bunten Kaleidoskop abwechselten. Unter den Artisten waren auch Vertreter der Altairegion aus dem Deutschen nationalen Rayon: die Volksensemble „Morgenrot“ aus Podosnowo und „Tautropfe“ aus Schumanowka sowie das choreografische Ensemble „Exklusiv“ aus Halbstadt.

FESTIVAL

Svetlana DEMKINA

Kulturmarathon

Am 16. September empfing man im deutschen Kulturzentrum „Regenbogen“ Kulunda zahlreiche Freunde. Vertreter der Jugendclubs der deutschen Kulturzentren aus Halbstadt, Kamyschi, Kussak, Protassowo und Redkaja Dubrawa, Deutscher nationaler Rayon, sowie aus Tabuny kamen hierher zum „Kulturmarathon“, um in die Welt der Kultur und Traditionen der Russlanddeutschen einzutauchen.

Für einen Tag wurde für die Teilnehmer ein spannendes Programm vorbereitet, die den Teilnehmern viele Eindrücke, Gefühlsausbrüche, interessante und unerwartete Lösungen brachten.

Alles begann mit der Vorstellung. Die Beteiligten berichteten über ihre Zentren und besonders interessante Projekte, die sie realisieren. Dann fand ein Erfahrungsaustausch statt. Vier Delegationen führten Meisterklassen für deutsche Volkstänze durch. So beispielsweise lernten die Projektteilnehmer mit den Jugendlichen aus dem Zentrum „Sonnenstrahl“ (Halbstadt) den Tanz „Haselnuss“.

Mit den Kindern aus Tabuny bastelten sie Erzeugnisse aus Naturmaterialien. In einem weiteren Meisterkurs fertigten die Teilnehmer des Kulturmarathons wunderschöne Broschen mit Herbstmotiven.

Dann warteten auf alle Anwesenden die Crossens (Crossens -

ein assoziatives Puzzle oder eine Rätsel - Anm. des Autors). Diese ermöglichte es den Kindern, die Ereignisse der Vergangenheit und Gegenwart zu berühren. Die Mädchen und Jungen besuchten das „Zeitalter Katharinas II.“, lernten bekannte Russlanddeutsche auf den Fotos kennen und beschäftigten sich mit der Motivfotografie.

Neben anderem bemalten die „Kulturmarathonläufer“ ihre Taschen mit allem, was mit der Kultur und Geschichte der Russlanddeutschen verbunden ist.

Überrascht hat alle das Crossens „Kulinarische Geheimnisse“, was in einer sehr spannenden Form eines Detektivs durchgeführt wurde. Nach dieser Untersuchung begannen die Interessenten einen Strudel mit Äpfeln wie auch deutsche Waffeln zu backen, bevor die anderen die Spiele der Russlanddeutschen vorführten.

Es gab im Kulturmarathon auch Bekanntmachung mit den Traditionen des Erntedankfestes, einen Volkstanz in einem gemeinsamen Kreis und eine Teerunde mit den selbst gebackten leckeren Strudeln und Waffeln.

Das Projekt wurde unter Mithilfe des Internationalen Verbands der Deutschen Kultur im Rahmen des Förderprogramms zugunsten der Russlanddeutschen ermöglicht.

VERANSTALTUNG

Vorbereitet von Maria ALEXENKO

GESCHICHTE DER VOLKSGRUPPE

Einladungsmanifest von Katharina II.

Aus unterschiedlichsten Motiven brachen immer wieder Einzelne, Familien und kleinere oder größere Gruppen aus dem deutschen Sprachraum nach Russland auf. Und ebenso unterschiedlich verlief die Geschichte ihrer Ansiedlung im Russischen Reich. Im Allgemeinen lässt sich feststellen, dass - ähnlich wie bei den Migrationen nach Amerika - die Auswanderer in ihrer Wahlheimat erfolgreich wurden.

Deutsche Kaufleute und Baumeister gab es schon in der Kiewer Rus im 11. und 12. Jahrhundert. Im Mittelalter wanderten Deutsche, die so genannten Deutschbalten, in den Ostseeraum ein und kamen im 18. Jahrhundert unter russische Herrschaft. Um 1500 wurde die Nemezka-Sloboda - die Deutsche Vorstadt - in Moskau gegründet, so dass schon bald eine größere Zahl Deutscher in Moskau wohnte, hauptsächlich Handwerker, Ärzte, Musiker oder Baumeister.

Ende des 17. bis Anfang des 18. Jahrhunderts rief Zar Peter der Große westliche Ausländer ins Land und sicherte allen Einwanderern die freie Ausübung ihres Glaubens zu. Aus dem deutschen Sprachraum lockte das vor allem Handwerker und technische Spezialisten an. Im Handwerk und in technisch-wissenschaftlichen Bereichen gestalteten die Deutschen verstärkt den inneren Aufbau und die Modernisierung des russischen Staatswesens mit.

Der russische Publizist und Kritiker des Zarenregimes, Alexander Herzen (selbst Sohn einer Deutschen aus Stuttgart), schrieb 1859 in sarkastischem Tonfall: „Auf dem Thron waren Deutsche, neben dem Thron - Deutsche, die Feldherren - Deutsche, die Außenminister - Deutsche, die Bäcker - Deutsche, die Apotheker - Deutsche, überall Deutsche...“

Die einzelnen sozialen Gruppen von Deutschen, die sich aus deutschsprachigen Ländern mit unterschiedlichen Beweggründen und zu ganz unterschiedlichen Zeiten im Russischen Reich ansiedelten, hatten lange kaum etwas gemeinsam. Erst ab dem späten 19. Jahrhundert und vor allem im 20. Jahrhundert fanden sie sich zunehmend unter einer kollektiven Identität wieder, die ihnen allerdings vor allem von außen zugeschrieben wurde.

Die Russlanddeutschen, die seit fast 70 Jahren nach Deutschland kommen, sind überwiegend Nachkommen der deutschen Kolonisten, die dem Ruf der Zarin Katharina der Großen, einer geborenen deutschen Prinzessin, und ihres Enkels Alexander I. ins Russische Reich folgten.

EINE DEUTSCHE AUF DEM RUSSISCHEN ZARENTHRON

Katharina II., die Große, gehört zweifelsohne zu den großen Persönlichkeiten der Weltgeschichte; sie prägte Russland wie kaum ein Herrscher vor ihr. Als Katharina II. bestieg die in Stettin geborene deutsche Prinzessin lutherischen Glaubens, Sophie Auguste Friederike von Anhalt-Zerbst-Dornburg (2. Mai 1729 bis 17. November 1796), 1762 den russischen Thron. Die aus deutschem Adelsgeschlecht stammende Zarin führte die Expansionspolitik Peters des Großen fort und regierte das Russische Reich 34 Jahre mit scharfsinnigem politischen Verstand und eisernem Willen zur Macht.

Obwohl sie der Gedankenwelt der Aufklärung nahe stand und Russland für die europäische Kunst und Literatur öffnete, konnte sie in ihrem politischen Alltag nur in eng gesteckten Grenzen handeln.

Unmittelbar nach ihrer Ausrufung zur Zarin unternahm sie energische Versuche, durch eine aufgeklärte Gesetzgebung für Verwaltung, Wirtschaft und Militär das riesige russische Reich zu reformieren. Allerdings änderten ihre Bemühungen nichts an der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung.

Katharina II. pflegte ihre geistigen und kulturellen Beziehungen zu Westeuropa und förderte die Weiterentwicklung von Kunst, Kultur und Wissenschaft in Russland. In ihrer Regierungszeit erblühte St. Petersburg zu einer der schönsten Hauptstädte Europas.

Mit ihrer Großmachtspolitik hielt Katharina II. das russische Reich zusammen. Sie gründete erste Volksschulen und Gymnasien in den Städten sowie Ingenieurfachschulen. Sie gründete Wohlfahrtsprojekte wie die Einrichtung von Hospitälern und Obdachlosenasylen. Eine Abschaffung der Leibeigenschaft erwog

jedoch auch Katharina II. nicht. Einen Kosakenaufstand in Südrussland unter der Führung von Jemeljan Pugatschow 1773-1775 gegen die Unterdrückung ließ sie blutig niederschlagen.

Außenpolitisch setzte Katharina II. den von Peter III. angefangenen preußenfreundlichen Kurs fort. Mehr noch: Sie baute den Machtbereich Russlands in einem Maße aus wie kein russischer Herrscher vor ihr. Russland erfuhr in ihre Regierungszeit einen ungeheuren Gebietszuwachs.

Auch auf diplomatischem Parkett in Europa konnte Katharina II. Erfolge erzielen. Durch ihre Vermittlerrolle im Frieden von Teschen wurde der bayerische Erbfolgekrieg beendet. Seither nahmen an allen bedeutenden Fürstenhöfen Europas russische Gesandte die Interessen ihres Landes wahr.

Als sie 1796 mit 67 Jahren starb, hatte sie verwirklicht, was Peter I. begonnen hatte: Russland war eine Großmacht, mit der Europa rechnen musste. Alexander Puschkin bezeichnete die Politik des Zaren Peter I., insbesondere den Bau von St. Petersburg, als Öffnen eines Fensters Russlands nach Europa. Katharina II. dagegen stieß für Russland die Türen nach Europa auf.

Mit ihrer Heimatstadt Zerbst fühlte sich Katharina II. zeitlebens verbunden. Als dort 1772 eine Hungersnot ausbrach, veranlasste sie, dass große Mengen Roggen zollfrei nach Zerbst geschickt und an die Bürger der Stadt verteilt wurden. Als Katharina am 17. November 1796 in Zarskoje Selo starb, läuteten die Glocken in Zerbst vier Wochen lang für sie.

Ein Symbol der jahrhundertelangen kulturellen, wirtschaftlichen und geistigen Bindung zwischen Russland und Deutschland ist das erste Denkmal der russischen Zarin im sachsen-anhaltischen Zerbst, ein Geschenk des russischen Bildhauers Michail Perejaslawez an die Stadt Zerbst. Die knapp fünf Meter große Bronzestatue steht auf einem Sockel vor der barocken Stadthalle im historischen Schlossgarten Zerbst. Die Statue, die in St. Petersburg in Bronze gegossen wurde und die junge Prinzessin Sophie Auguste Friederike zeigt, wurde am 9. Juli 2010 in Zerbst feierlich eingeweiht. Einblicke in das Leben der Prinzessin und der späteren russischen Zarin gewährt seit 1995 das bundesweit einzige Katharina-Museum in Zerbst.

Einladungsmantifest - MIT ERHEBLICHEN PRIVILEGIEN

Nachhaltig waren ihre Maßnahmen bei der Besiedlung und Urbarmachung des russischen Südens, indem sie Einwanderer aus dem deutschen Sprachraum und anderen europäischen Ländern anwerben ließ. In weiten Teilen Russlands gab es gegen Ende des 18. Jahrhunderts große fruchtbare, aber ungenutzte Landstriche, meist in weitgehend unbewohnten Gebieten, die neu besiedelt werden mussten.

Kurz nach ihrer Thronbesteigung am 9. Juli 1762 erließ Katharina II. am 14. Oktober 1762 ihr erstes Einladungsmanifest, das allerdings geschichtlich folgenlos blieb. Erst das Manifest vom 22. Juli 1763, in dem sie den Auswanderern erhebliche Privilegien und Fördermittel versprach, zog es Tausende in die Büros der russischen Anwerber, die überall auf deutschem Gebiet unterwegs waren.

Als Gründe für die Auswanderung werden genannt: wirtschaftliche Not und Missstände in Deutschland infolge von Kriegen (Siebenjähriger und Napoleonischer Krieg), Heeres- und Frondienste für die eigenen Fürsten und die fremden Mächte, politische Unterdrückung durch die eigenen Fürsten und die fremde Besatzung, Missernten und Hunger sowie Beeinträchtigung der Glaubensfreiheit.

Um den Erfolg ihres Aufrufes zu garantieren, räumte sie den Ansiedlungswilligen großzügige Privilegien ein:

- unentgeltliche Zuweisung unbebauten Landes
- Erlaubnis zum Kauf weiterer Grundstücke
- Steuerfreiheit bis zu 30 Jahre
- Gewerbefreiheit
- Befreiung vom Militärdienst
- freie Religionsausübung
- kulturelle Autonomie
- kommunale Selbstverwaltung
- Reisebeihilfen u.a.m.

Die Kolonisten waren keine Leibeigenen, sie durften Russland jederzeit verlassen.

Die Auswanderer liefen vom Sammelpunkt aus meist in Kolonnen zu Fuß nach Hamburg

oder Lübeck. Lübeck war für die meisten Kolonisten die letzte Station auf deutschem Boden. Hier angekommen, mussten sich die Kolonisten wegen des großen Andrangs auf eine längere Wartezeit bis zur Verschiffung einrichten.

Die nächste Station war Kronstadt, eine Festung vor St. Petersburg. Weiter ging die Reise sofort nach Oranienbaum, dem heutigen Lomonossow, rund 30 Kilometer westlich von St. Petersburg. Dort konnten sich die Kolonisten gegen Vorlage einer vom Vorsteher ausgegebenen Bescheinigung mit neuer Kleidung ausstatten und den Treueid auf die russische Krone leisten, ehe es an die Wolga ging.

Zwischen 1763 und 1772 kamen aus dem deutschsprachigen Raum nach Russland über 30 000 Auswanderer in Kronstadt an. Davon wurden mehr als 26 000 Richtung Saratow an die mittlere Wolga weitergeleitet. Auf beiden Seiten der unteren Wolga gründeten die Kolonisten im Laufe der Zeit 104 Siedlungen, zwei Drittel davon evangelisch.

Die massenhafte Ansiedlung an der Wolga markierte den Beginn der russlanddeutschen Kolonistengeschichte, die sich mit dem Einladungsmanifest der Zarin Katharina II. von 1763 im Jahre 2023 zum 260. Mal jährt.

2023: 260 JAHRE RUSSLANDDEUTSCHE GESCHICHTE

Auch nach dem Tod Katharinas II. 1796 wurde die Strategie der Besiedlung von russischen Grenzregionen durch Ausländer weiterverfolgt.

Das so genannte Gnadenprivileg Pauls I. (1796-1801) vom 6. September 1800 räumte den Mennoniten zusätzliche Vorrechte ein, wie Befreiung vom Kriegs- und Zivildienst für alle Zeiten, keine Eidesleistung vor Gericht oder Gewerbefreiheit.

Das Manifest des Zaren Alexander I. (1777-1825) vom 20. Februar 1804 legte besonderen Wert auf Einwanderer, die gute Landwirte, Handwerker, Winzer oder Viehzüchter waren, und schuf die Grundlage für die Auswanderung in das Schwarzmeergebiet und in den Kaukasus. Bis 1859 wanderten fast 110 000 Deutsche aus Württemberg, Baden, dem Elsass und Bayern nach Südrussland ein.

Mit viel Gottvertrauen, Fleiß, Sparsamkeit und Opferbereitschaft konnten die Kolonisten die harte Anfangszeit überwinden. Im Laufe der folgenden Jahrzehnte erreichten die deutschen Kolonien im Schwarzmeergebiet und im Kaukasus (Nord- und Südkaukasus) einen erheblichen wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung.

Die ursprüngliche Ansiedlung von Deutschen in Sibirien und Mittelasien erfolgte ab Ende des 19. Jahrhunderts. Zu dieser Zeit war das Land für die Deutschen im europäischen Russland knapp geworden und ihre Lage verschlechterte sich aus verschiedenen politischen Umständen.

Aus etwa 304 Mutterkolonien entwickelten sich in über 130 Jahren 3232 Tochtersiedlungen an der Wolga, im Schwarzmeergebiet und im Kaukasus sowie in zahlreichen Tochterkolonien im Ural, in Sibirien, Kasachstan und Zentralasien. Aus etwa 130 000 Einwanderern war laut Volkszählung von 1897 eine Gemeinschaft von 1,79 Millionen geworden, von denen im Wolgagebiet 390 000 lebten.

Die deutschen Kolonisten blieben bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts eine besondere rechtliche und soziale Gruppe, die gegenüber der Mehrheit der einheimischen Bauern privilegiert war. Der umfangreichere Landbesitz, die Steuerprivilegien, die Befreiung vom Militärdienst und die Selbstverwaltung führten dazu, dass die deutschen Kolonisten wirtschaftlich deutlich besser gestellt waren als ihre russischen oder ukrainischen Nachbarn.

Sie bauten ihre eigenen Schulen mit Deutsch als Unterrichtssprache; sie errichteten Kirchen nach ihren Vorstellungen, hielten mehrheitlich an ihrem evangelischen und katholischen Glauben fest, der Gottesdienst wurde in deutscher Sprache gehalten; sie pflegten in der Familie und der Dorfgemeinschaft die mitgebrachten Mundarten, Sitten und Gebräuche.

Die kulturelle und kommunale Autonomie als Teil der Privilegien ermöglichte ihnen, das gewünschte Eigenleben zu führen. Deutsch war Verwaltungs-, Gerichts- und Umgangssprache.

Durch die Reformen, die im Russischen Zarenreich ab 1860 in Kraft traten, mussten die deutschen Kolonisten allerdings erhebliche

Ein schnitte in ihrem Status hinnehmen. Dazu gehörten unter anderem

- die Abschaffung der Leibeigenschaft (1861);
- die Aufhebung der staatlichen Sonderverwaltung der Kolonistengebiete, die in die allgemeine russische Verwaltung eingegliedert wurden (1871);
- die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht (1874);
- die obligatorische Einführung des Russischen als Unterrichtssprache an den Schulen (1891).

Dennoch: Die konfessionelle Eigenständigkeit blieb, und die sprachlichen und kulturellen Merkmale blieben bis zum Ende des Zarenreiches erhalten. Die zunehmend nationalistischen Töne standen dabei immer in Wechselwirkung mit den Ereignissen in den Herkunftsländern, etwa der Entstehung des Deutschen Reiches 1871.

Von Anfang an erfolgte die Ansiedlung der deutschen Kolonisten nach dem konfessionellen Prinzip. Bei der Aufrechterhaltung der deutschen Identität in Russland kam den Kirchen eine besondere Rolle zu. Die Gottesdienste in den lutherischen und katholischen Kirchen sowie in den Gebetshäusern der Mennoniten wurden in deutscher Sprache gehalten; die Kirchen unterhielten Schulen unterschiedlichen Typs, die Deutsch als Unterrichtssprache hatten und Kindern aller Nationalitäten und Konfessionen offenstanden.

1914 gab es an der Wolga bereits 192 deutsche Dörfer: 152 evangelische, 38 katholische sowie zwei gemischte (katholisch und evangelisch). Im Schwarzmeergebiet waren 1914 etwa 45 Prozent der Kolonien evangelisch, 35,8 Prozent katholisch und 19,2 Prozent mennonitisch.

Vor dem I. Weltkrieg gab es im gesamten Russischen Reich 2 416 290 Deutsche, davon

- ca. 600 000 an der Wolga,
- ca. 530 000 im Schwarzmeergebiet,
- ca. 200 000 in Wolhynien,
- ca. 170 000 im Baltikum

und ca. 50 000 in und um St. Petersburg. In wirtschaftlicher Hinsicht hatten die deutschen Bauern einen beträchtlichen Anteil an der rasanten wirtschaftlichen Entwicklung des Russischen Reiches. In den ersten Jahrzehnten bestimmten Ackerbau und Viehzucht die wirtschaftliche Tätigkeit in den Siedlungskolonien. Die Produkte aus deutscher Hand waren von bester Güte und eroberten bald den gesamten russischen Markt. Regen Handel trieben die Kolonisten mit Europa, vor allem mit Deutschland. Sie exportierten Agrarprodukte, größtenteils Getreide. Aus Europa bezogen sie neueste Landwirtschaftstechnik, neugezüchtete Rassen von Rindern, Pferden und Schafen sowie die besten Obst- und Weinsorten.

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts war auch der Typ des deutschen Kaufmanns und Industriellen in der russischen Gesellschaft bestens bekannt. Die Deutschen im Russischen Reich lebten, zumindest bis Anfang des 20. Jahrhunderts, gleichzeitig in zwei Welten - sie bildeten einen unabhängigen Teil sowohl der deutschen als auch der russischen Geschichte und Kultur. Dabei entstand in den einzelnen Gruppen der Russlanddeutschen eine besondere Lebensweise, die einerseits von Anpassung geprägt war und andererseits von dem Bemühen, die eigene Identität zu bewahren.

Diese hybride Identität wurde den Deutschen vor allem nach dem Entstehen der Sowjetunion immer mehr entzogen. Schon während des Ersten Weltkrieges wurden die kulturelle Doppelidentität und die kulturell-historischen Gemeinsamkeiten der Deutschen in Russland in Frage gestellt. In tragischer Weise verstärkt wurde dieser Prozess mit Beginn des deutsch-sowjetischen Krieges 1941.

Das 20. Jahrhundert, geprägt von zwei Weltkriegen, war für die deutsche Minderheit in Russland und der Sowjetunion eine besonders verlustreiche Zeit mit Verfolgungen, Vertreibungen und Diskriminierungen, die die Volksgruppe an den Rand ihrer Existenz brachte und letztendlich zur massenhaften Aussiedlung in das Land der Vorfahren führte, die in den 1990er Jahren ihren Höhepunkt erreichte.

Etwa 2,7 Millionen russlanddeutsche Heimkehrer, Aussiedler und Spätaussiedler aus der ehemaligen Sowjetunion leben heute in Deutschland. Für den Großteil der Russlanddeutschen hat sich der Kreis mit der Rückwanderung in das Land ihrer Vorfäter geschlossen. Ist ihre Geschichte damit zu Ende?

Zusammenfassung: Nina PAULSEN

Zusammengefasst von Maria ALEXENKO

Ein Dichtermärchen

Es lebte einmal ein Vater, der hatte drei Söhne. Eines Tages rief er alle drei zu sich und sagte:

„Meine Tage sind gezählt. Ich möchte in den Ruhestand treten. Euch stehen alle Wege offen. Jeder von euch hat sich gewiss schon einen Beruf gewählt. Ich möchte wissen, wozu ihr Neigung und Fähigkeiten habt.“ Der älteste Sohn wollte Kombiführer werden, der zweite Bienenzüchter und der dritte Schriftsteller.

Besonders gefiel dem Vater der Beruf des Dritten.

„Ich bin stolz auf dich, mein Sohn“, sagte er. „Alle Menschen werden nach dem Tode vergessen. Der Dichter aber lebt in seinen Werken weiter. Wenn wir heute von den großen Taten der Menschen noch etwas wissen, so nur, weil darüber geschrieben wurde. Jetzt geht! Nach einem Jahr rufe ich euch wieder, um die Früchte eurer Arbeit zu sehen.“

Die zwei ältesten Söhne nahmen schon am nächsten Tag die Arbeit in einer Sowchose auf. Der jüngste fuhr in die Stadt zu einem Dichter.

„Ich möchte Schriftsteller werden“, sagte er. „Wie macht man das? Was braucht man dazu?“

„Die erste Frage ist die leichteste“, sagte der Dichter. „Man muss schreiben. Schreiben können Sie doch? Natürlich! Heutzutage schreiben alle. Mit der zweiten Frage ist es etwas schwieriger, doch bei der heutigen Technik auch nicht kompliziert. Vor allem braucht man Papier, Tinte und Feder. Praktischer ist natürlich eine Füllfeder. Noch besser, wenn Sie sich eine Schreibmaschine anschaffen. Weiter benötigen Sie einen Tisch, einen Stuhl. Weil Sie als Schreiber fortan eine sitzende Lebensweise führen werden, ist ein weicher Sessel ratsamer. Falls es Ihnen die häuslichen Räumlichkeiten erlauben, wäre ein Arbeitszimmer erwünscht.“

Der angehende Schriftsteller bedankte sich für den Rat und verabschiedete sich.

Als sich der dritte Sohn alles Zubehör und die Werkzeuge besorgt hatte, ging er an die Arbeit. Weil er Geld benötigte und mit einem Roman nicht viel Zeit verlieren wollte, begann er mit einer Erzählung, um recht bald Honorar zu bekommen.

Er wählte ein aktuelles Thema aus dem Leben. Die Erzählung handelte von einem Dreher, der im Wettbewerb stand, wer mehr Bolzen drehen würde. Er belegte den ersten Platz und erwartete eine Prämie. Doch stellte es sich heraus, dass alle Bolzen Ausschuss waren. Die Erzählung endete mit einem großen Skandal.

Der Autor zählte die Seiten und meinte, für den Anfang genüge es. Am nächsten Tag trug er die Erzählung in die Redaktion.

Ein junges Mädchen nahm die Mappe entgegen, legte sie auf die Waagschale und sagte: „Fünfhundert Gramm.“ Sie schrieb eine Nummer auf den Deckel.

Der junge Mann dachte: `Zeit ist Geld. Bis der Redakteur die Erzählung gelesen hat, sie zum Druck vorbereitet und bis sie schließ-

lich erscheint, vergehen einige Wochen. Bis dahin schreibe ich die Fortsetzung, den zweiten Teil.“

Er schrieb, dass sich der Dreher die Blamage zu Herzen genommen, ein gewissenhafter Arbeiter geworden und schließlich doch die Prämie bekommen hatte.

Nach einer Woche brachte er wieder einen Stoß beschriebenen Papiers.

„Siebenhundert Gramm“, stellte das Fräulein fest und schrieb die laufende Nummer darauf.

Der junge Schriftsteller erkundigte sich nach dem Redakteur.

„Redakteur?“ Das Mädchen hob die Schultern.

„Ich möchte wissen, ob ihm meine Erzählung gefallen hat.“

„Ob ja oder nicht, darüber wird der Leser urteilen. Sie schreiben doch nicht für den Redakteur, sondern für die Leser, nicht wahr?“ Das Mädchen lächelte altklug.

„Stimmt! Aber der Redakteur muss doch entscheiden, ob das, was ich geschrieben habe, gut oder schlecht ist.“

„Das wird die Zeit entscheiden. Wenn man Ihre Erzählung nicht zu Ihren Lebzeiten liest, dann ist sie schlecht. Liest man sie, dann geht's einigermaßen. Liest man die Erzählung noch fünf Jahre nach Ihrem Tode, dann ist sie gut, hundert Jahre - dann ist sie sehr gut, und wenn man sie nach Jahrhunderten noch liest, so ist sie ein Meisterwerk.“

„Das ist ja ganz nett von Ihnen. Doch ich möchte dringend den Redakteur sprechen oder einen Rezensenten, Konsulenten, kurzum jemand, der mich beraten kann, ob ich auf dem richtigen Wege bin, ob ich das Handwerk beherrsche... Wer ist von den Verantwortlichen im Moment hier?“

„Ich.“

„Sie?“ Der junge Autor stutzte einige Augenblicke, als traue er seinen Ohren nicht. „Haben Sie meine Erzählung gelesen?“

„Nein, ich will es auch nicht. Wenn ich alle unvollendeten Sachen lesen wollte, die hier einlaufen, würde mir der Kopf platzen. Ich lese ausschließlich veröffentlichte Werke.“

Jetzt war der Schriftstelleranwärter schon wirklich aufgeregt.

„Wann wird meine Erzählung erscheinen?“, fragte er ärgerlich.

Das Mädchen sah flüchtig in den Taschenspiegel, betupfte sich die Nase mit einem seidenen Tüchlein und erklärte: „Sobald Sie selbst Ihre Erzählung druckfertig gemacht haben, zeigen Sie sie einem sachkundigen Mann, und um das weitere brauchen Sie sich nicht mehr zu kümmern.“

„Und wo finde ich einen Lehrmeister?“ Hierauf überreichte das Mädchen dem jungen Mann die zwei Mappen mit der Erzählung und führte ihn in das Nebenzimmer.

Die eine Wand war von einem kostbaren Vorhang aus blauem Samt bedeckt. Das Mädchen drückte auf einen Knopf an der

Wand. Da teilte sich der Vorhang und legte ein großes eisernes Tor bloß, über welchem stand: SCHRIFTSTELLERSCHULE. Das Mädchen drückte auf einen zweiten Knopf, und das eisenerne Tor tat sich geräuschlos auf.

Dem jungen Schriftsteller bot sich ein herrlicher Anblick. Auf einer grünen Wiese schlängelte sich ein silbern glänzender Bach. Rechts am Fuße einer bewaldeten Anhöhe standen einzelne altmodische Hütten. In der Ferne erhob sich in den Sonnenstrahlen ein Gebirge. Dem jungen Schriftsteller schien alles so neu und unerwartet, dass er sich nach dem Mädchen umsah.

Das Mädchen aber war verschwunden. Das Tor hinter ihm hatte sich wieder geschlossen. Er trommelte mit der Faust. Doch alles blieb still. Da bemerkte er, dass er vor einer hohen Felswand stand. Er sah sich nach allen Seiten um und wusste nicht, wohin er gehen und was er anfangen sollte.

Da begegnete ihm ein bärtiger, in Schaffelle gehüllter Mann.

„Kommen Sie!“, sagte er zu dem Schriftsteller.

Er führte ihn in eine der Hütten. Als Sitzgelegenheit lagen an der Wand dicke Baumstämme. In der Mitte stand ein umfangreicher Klotz, eine Art Tisch.

Der Bärtige brachte dem Schriftsteller Meißel und Hammer und sagte: „Ehe ich Ihre Erzählung zur Veröffentlichung empfehle, müssen Sie die Worte in Stein meißeln.“

Der junge Mann war empört. „Was? Sie sind von Sinnen! Wir leben doch im Atomzeitalter. Sie aber kommen mir mit Hammer und Meißel, wie in der Steinzeit. Ich habe eine Füllfeder und genügend Papier.“

„Ich weiß. Aber in jedem Beruf erreicht man die Meisterschaft auf eigene Art. Wir werten in unserer Arbeit die tausendjährige Erfahrung der Menschheit aus.“ Und er drückte dem Schriftsteller das Werkzeug in die Hand.

„Unsinn!“ schrie der Schriftsteller erregt. „Wo denken Sie hin?“ Er zog seine zwei Mappen hervor. „Da muss ich ja mein Lebtag an meiner Erzählung arbeiten!“

Darauf der Bärtige: „Möglich. Der große Goethe hat an seinem 'Faust' auch sein ganzes Leben lang gearbeitet. Es sind ebenfalls zwei Teile, wie Ihre Erzählung. Am ersten Teil arbeitete er fünfunddreißig Jahre, am zweiten sechsundzwanzig. Das ganze Werk nahm genau einundsechzig Jahre in Anspruch.“

„Wer weiß, ob ich so lange lebe!“, seufzte der Schriftsteller. „Wenn ich so langsam arbeite, bekommt der Leser meine Erzählung nie zu sehen.“

„Auch möglich. Goethe wurde zweiundachtzig Jahre alt. Wäre er jung gestorben, so hätten wir auch keinen 'Faust'.“

Der Schriftsteller kratzte sich verlegen im Genick.

„Es gibt auch eine andere Arbeitsweise“, tröstete ihn der Bärtige. „Ehe Sie Ihre Erzäh-

lung zu Papier bringen, schreiben Sie sie zuerst im Gedächtnis. Auf diese Weise wurden ebenfalls glänzende Werke geschaffen. Nehmen wir die Heldensagen, z.B. das Nibelungenlied. Bevor der unbekannt Dichter es niederschrieb, wurden die einzelnen Sagen einige Jahrhunderte von Generation zu Generation geschliffen. Das Gedächtnis geht hierbei wie eine Getreidereinigungsmaschine vor: Die Spreu wird in den Wind geblasen, und nur die Körner fallen in den Behälter.“

Bei diesen Worten verschwand der Bärtige, und dem Schriftsteller blieb weiter nichts übrig, als sich an das Meißeln zu machen.

Er arbeitete Tag für Tag, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Jedes Wort, das er in den Stein meißeln wollte, wiederholte er Hunderte Male in Gedanken. Er änderte und kürzte. Häufig war wochenlange Arbeit umsonst. Dann ärgerte er sich, zertrümmerte die Steine oder warf sie in den Bach. Er wog jedes Wort, als ob er es mit Diamanten zu tun hätte. Nach Monden voll Schweiß war sein Werk fertig. Er atmete tief auf. Noch nie im Leben hatte er so angestrengt gearbeitet.

Danach führte ihn der Bärtige zur Felswand und klopfte dreimal mit dem Hammer an. Der Felsen verwandelte sich in Nebel und verschwand. Der Schriftsteller stand wieder vor dem eisernen Tor, das sich geräuschlos auf tat. Auch das bekannte Mädchen war wieder da und lächelte: „Oh, ich habe Ihr Werk schon gelesen. Ich gratuliere Ihnen zum ersten Erfolg.“ Und sie drückte dem Schriftsteller die Hand: „Mir gefällt es sehr. Wir haben es sofort in mehreren Millionen Exemplaren veröffentlicht.“

Die Zeit war so rasch vergangen, dass der Schriftsteller gar nicht merkte, wie ein ganzes Jahr dahin war und der Vater seine Söhne wieder zu sich rief.

Der Älteste legte einen großen Laib Brot auf den Tisch. Das Brot glänzte wie die sonnengebrannten Wangen eines jungen Mädchens. Der Zweite stellte ein Gefäß mit duftendem süßem Honig daneben.

Der Vater bestrich eine Schnitt Brot mit Honig, aß und lachte über das ganze Gesicht. „Unsere Erde hat eure Arbeit belohnt. Mein begonnenes Werk ist in guten Händen.“ Dann wandte er sich zu dem Jüngsten: „Womit kannst du mein Herz erfreuen?“

Der Schriftsteller zog aus der Brusttasche den Abdruck des in Stein gemeißelten Textes und überreichte ihn dem Vater.

Als der Vater das Buch gelesen hatte, sagte er: „Es ist wahrheitsgetreu geschrieben.“

Auch die Brüder stimmten ihm bei:

„Du hast uns aus dem Herzen gesprochen.“ Die lange Erzählung aus zwei Teilen war zu einem Ganzen vereinigt worden. Sie hieß: „Ohne Fleiß kein Preis“.

Ernst KONTSCHAK



Ernst KONTSCHAK wurde am 28. September 1903 in Wolhynien (Ukraine) in der Familie eines Müllers geboren. Sobald der Vater 1905 krankheitshalber den Müllerberuf aufgab, übersiedelte die große Familie, die sieben Kinder zählte, in die Nähe von Shitomir. 1914, als der I. Weltkrieg ausbrach, hatte Ernst Kontschak schon eine vierjähri-

ge Schule hinter sich, wo er regelmäßigen Deutschunterricht bekam. Zusammen mit anderen Wolhyniendeutschen wurde die Familie nach Orenburg verbannt. Zwischen 1915 und 1920 war Ernst Kontschak Laufbursche in der Seifensiederei, Sattellehrling, Kutscher beim Landvermesser, Kellner im Restaurant, Pferdewärter, Blasebalgzieher in der Schmiedewerkstatt, Pferdetreiber bei einem Großbauern, schließlich erlernte er den Schuhmacherberuf.

1919 stirbt der Vater. Hungersnot. Es tobt der Bürgerkrieg, Menschen sterben an Typhus wie die Fliegen. Mutter und die jüngsten vier Kinder, Ernst das älteste von ihnen, fliehen (rechtzeitig noch!) vor diesem Schrecken in das mennonitische Dorf Kamyschow bei Orenburg. Hier wohnen die zwei ältesten Brüder von Ernst, wo er jetzt Schuhmacher und täglich in die Zentralschule in Pretoria läuft.

Nach dem Bürgerkrieg wurde in Nowograd-Wolhynsk eine deutsche Mittelschule mit pädagogischer Fachausbildung eröffnet. „So saß ich beim Bruder am Esstisch und stiefelte jeden Tag sechs Kilometer zur Schule in die Stadt... 1925 bekam ich ein Zeugnis, das mich zur Arbeit als Lehrer berechtigte“, erinnert sich Ernst Kontschak.

Dann folgt Militärdienst und das Studium an der Artillerie-Militärschule. Danach war Ernst Lehrer in Wolhynien und studierte am deutschen Sektor der Pädagogischen Hochschule in Odessa. Nach Beendigung der Hochschule Lehrtätigkeit am Prischibei-Technikum, später ist er leitender Funktionär auf dem Gebiet der Volksbildung, Kultur und Aufklärung.

1937 folgt die Zeit der schrecklichen Tragödie. Ernst Kontschak wird verhaftet. Zusammen mit ihm sitzen auf der Anklagebank 18 Mann - alles Literaten, Redakteure und Lehrer. Beschuldigung: Verbindung mit der ausländischen Bourgeoisie, geplante bewaffnete Aufstand gegen die Sowjetregierung, antisowjetische Agitation... Das Urteil lautet: Sieben Jahre Freiheitsentzug.

Erst 1946 freigelassen, wird Kontschak 1951 wieder verbannt, diesmal in die Region Krasnojarsk. In diesen schrecklichen Jahren war er Gold- und Platinwäscher, Grubenarbeiter unter Tage, Kunstmaler, Lastträger, Zeichnungskopierer, Konstrukteur und sogar Bauingenieur. 1954 wurde er aus der Verbannung entlassen, kaufte für seine Familie ein Häuschen in Talgar und lebte dort bis zu seinem Tode am 14. Oktober 1979.

Ernst Kontschak hinterließ dutzende Erzählungen, Skizzen, Reportagen, Bühnenstücke.

Das erste Gedicht machte er, als er acht Jahre alt war. Es war eine Nachahmung der Lieder aus dem Gesangbuch. Danach folgten andere, die schon keine Nachahmung waren.

Dann wurde die Dichtung durch die Malerei in den Hintergrund gedrängt. Ernst zeichnete mit einfachem Bleistift bei jeder Gelegenheit. Die nötigen Malfertigkeiten bekam der Junge in der Mittelschule Nowograd-Wolhynsk bei zwei Reichsdeutschen. Aber viel mehr in der Zentralschule in Pretoria (1920), wo eine in Moskau professionell ausgebildete Zeichenlehrerin unterrichtete.

Dann kam das Verlangen zu dichten. Anfang der 20er Jahre machte Kontschak viele Spottgedichte. Niemals brachte er seine Verse zu Papier. Erst in der Mittelschule schrieb er alles auf, was im Gedächtnis geblieben war, in drei Hefte, die leider im Krieg verloren gegangen sind.

Die erste Erzählung erschien 1926 in der Zeitung „Die Saat“, mehrere Theaterstücke und Erzählungen wurden in der Vorkriegszeit veröffentlicht. In der Nachkriegszeit erschienen die Werke von Ernst Kontschak in Einzel- und Sammelbänden sowie in der russlanddeutschen Periodika jener Zeit („Neues Leben“, „Rote Fahne“, „Freundschaft“).

Foto: RF/zfd-Archiv

Vorbereitet von Maria ALEXENKO

Viel Mut zur Aufarbeitung der Vergangenheit

Seit über vier Jahrzehnten setzt sich Nelli KOSSKO vor allem für mehr Verständnis für die wechselvolle dramatische Geschichte der Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion und ihre Integration hierzulande sowie eine bessere Verständigung zwischen Deutschen aus Russland und einheimischen Deutschen, für ein besseres Miteinander ein.

Die Journalistin, Publizistin, Redakteurin und Schriftstellerin hat in dieser Zeit vieles und viele bewegt, deutschlandweite Aktionen initiiert, Aussiedlertreffen und Kulturtage durchgeführt, Lesungen organisiert und als geringesehene Autorin selbst daran teilgenommen. Ihre streitbaren publizistischen Arbeiten ließen immer wieder aufhorchen. 2008 wurde ihr für ihr Lebenswerk das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen.

Das Engagement von Nelli Kossko ist geprägt von ihren Erfahrungen als Russlanddeutsche, die sie während des II. Weltkriegs und in der Nachkriegszeit machte. Auch ihre Bücher sind stark autobiografisch. Wie die Protagonistin Emmi aus ihrem Erstlingswerk „Die geraubte Kindheit“ pflegt auch Nelli Kossko zu sagen: „Menschen mit zwei Mentalitäten, verwurzelt in zwei großen Kulturen, sind wir keine schlechteren und keine besseren Deutschen, wir sind bloß etwas anders.“

Nelli Kossko, geb. Maser, wurde am 29. August 1937 in Marienheim, Odessa, in der Familie eines Dorfschullehrers und Laienpredigers geboren, ein paar Monate vor der Verhaftung und Hinrichtung des Vaters.

„Als die Welt noch in Ordnung war, ging in der Familie alles seinen geordneten Gang: Man arbeitete, ging zur Schule und zur Kirche, musizierte mit der ganzen Familie an Sonntagen; mein Vater spielte Harmonium, der älteste Bruder Geige, der andere Akkordeon und meine Mutter Gitarre. Bis dann in diese Idylle, die ich leider gar nicht miterleben durfte, die unbarmherzige Hand des Geheimdienstes NKWD und einige Jahre später der Krieg eingriffen und sie vollends zerstörten“, erzählt sie im Interview mit Agnes Gossen („Begegnungen“, Band 2, BKDR Verlag 2022, Seiten 140-157).

Im Zuge der „administrativen Umsiedlung“ gelangte sie mit ihrer Mutter 1944 über den Warthegau/Polen nach Dresden. Nach Kriegsende wurden die beiden in das Gebiet Kostroma im Norden des europäischen Teils der Sowjetunion „repatriert“ und 1952 in das Gebiet Magadan im Fernen Osten verbannt, in die berüchtigte Kolyma.

„Hier offenbarte sich uns eine ganz andere Welt, die Welt einer der größten und berüchtigtsten Inseln des Archipel Gulag, die besiedelt war vom Volk der Häftlinge und Verbannten, die alle gleich waren in ihrem Unglück. Für uns eine viel erträglichere Atmosphäre als früher, zumal sich die ‚obere Schicht‘, die frei angeheuertem ‚Natschalniki‘ (Vorgesetzte), nicht um Deutsch oder Russisch scherten und uns meistens im Alltag wie ihresgleichen behandelten - für mich, da ich besonders sensibel auf die Wörter ‚Fritz‘ und ‚Faschist‘ reagierte, eine Hypererleichterung. Besonders in der Schule... Da musste man sich verteidigen können, die Zähne eines Wolfskindes zeigen, sich durchsetzen, um nicht zu scheitern“, erinnert sich Nelli Kossko.

Trotz widriger Umstände gelang es ihr, das Abitur zu machen und nach Aufhebung der Kommandantur Germanistik in Swerdlowsk zu studieren. Eigentlich wollte sie Journalistik studieren. Sie bemerkt dazu: „Ein Fach, zu dem Deutsche damals keinen Zugang hatten, und so musste ich meinen Traum begraben. Germanistik habe ich zufällig gewählt, einfach so aus einer Laune heraus, und bin dann nach Moskau abgerauscht, um in der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland Ausreisearträge für unsere ganze Familie zu stellen - man schrieb das Jahr 1956.“

So begann sie, Germanistik und Anglistik zu studieren, genoss das damalige Studentenleben und „verliebte mich urplötzlich ... in meine Muttersprache!“. Anschließend (ab 1961) lehrte Nelli Kossko als Germanistikdozentin an den Pädagogischen Hochschulen in Tiraspol, Nischni Tagil (Gebiet Swerdlowsk) und zuletzt Belcy.

Als an der Hochschule bekannt wurde, dass sie ausreisen will, musste sie Repressionen wie Entlassung, Berufsverbot, Isolation und Rechtlosigkeit am eigenen Leibe erfahren. Dieser Hass, der ihr damals wie ein eisiger Wind ins Gesicht wehte, prägte noch viele Jahre danach ihre Identität und ihr Selbstbewusstsein.

1975 reiste sie nach anstrengenden Bemühungen mit ihrer Familie (Ehemann und zwei Töchter) nach Deutschland aus. Da ihr Diplom nicht anerkannt wurde, musste sie mit 38 noch einmal auf die Universität. Danach arbeitete sie 18 Jahre (von 1977 bis 1995) als Übersetzerin und Sprecherin bei der Deutschen Welle in Köln.

„Mit der Deutschen Welle hatte ich - zweifelsohne - das große Los gezogen, denn ich hatte mit der Anstellung beim Sender nicht nur beruflich Fuß gefasst, sondern auch sehr, sehr viel dazugelernt“, sagt sie. Sie moderierte die Sendung „Brücken“ - 30 Minuten pro Woche, die umso wertvoller waren, als sie mit Nachrichten und Musikgrüßen ein lebendiges Band zwischen jahrzehntlang getrennten Familienmitgliedern herstellten.

Aber auch darum musste sie lange kämpfen: „Mit großer Mühe erreichte ich, dass zumindest einmal wöchentlich ein Bericht über die Verfolgung der Ausreisewilligen in der Sowjetunion ins Sendeprogramm unserer Redaktion aufgenommen wurde, doch es dauerte mindestens drei Jahre, bis ich endlich die Sendung ‚Brücken für die Russlanddeutschen‘ durchgeboxt hatte.“

Das Thema „Russlanddeutsche“ lag ihr schon immer am Herzen, aber die Tätigkeit bei der Deutschen Welle und die damalige Lage der Deutschen in der UdSSR „hatten meine Sinne derart sensibilisiert, dass ich mich vollkommen dieser Aufgabe widmete“. Das prägte entscheidend auch ihre weiteren Lebensstationen.

Lange Jahre engagierte sie sich in der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland (LMDR): 1980-1982 als Bundesvorstandsmitglied, und auch 1999 wurde sie in den Bundesvorstand gewählt. Zu ihrem 70. Geburtstag erhielt Nelli Kossko die Goldene Ehrennadel der LMDR für ihre ehrenamtliche Tätigkeit im Bereich Integrationsarbeit mit russlanddeutschen Aussiedlern.

Als in den 1990er Jahren die jährlichen Ausreisenzahlen von Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion bis auf über 200 000 anstiegen, kam es zur Gründung der russischsprachigen Zeitung „Ost-Express“ („Wostotschnyj express“). Ab 1996 war Nelli Kossko Chefredakteurin der Zeitung, die zuletzt ihren Sitz in Altenkirchen, Rheinland-Pfalz, hatte. Sie bemühte sich, „eine deutsche Zeitung in russischer Sprache“ zu machen, um Spätaussiedlern die Integration zu erleichtern.

Als sie 2001 den Posten aufgeben musste, kümmerte sie sich um Aussiedler im Umkreis von Altenkirchen und engagierte sich im kommunalen Netzwerk Integration Altenkirchen, gründete den Frauenklub „Aussiedler helfen Aussiedlern“, organisierte Tage der russlanddeutschen Kultur, Ausstellungen, zweisprachige Literaturabende und Lesungen.

Nicht hoch genug einzuschätzen ist das Werk Nelli Kosskos auf publizistischem und literarischem Gebiet. Sie ist seit vielen Jahren Mitglied des Literaturkreises der Deutschen aus Russland und lässt auch nach ihrem aktiven Berufsleben die „Feder nicht rosten“. Sie verfasst publizistische und kulturpolitische Beiträge, Reportagen und Interviews und tritt mit Lesungen auf. Zuletzt betreute Nelli Kossko die Literaturseiten der Monatsschrift „Nowyje Semljaki“, die sich in den letzten Jahren zu einer Aussiedlerzeitung entwickelt hat.

Auch sie hat es einige Überwindung und viel Mut gekostet, die Vergangenheit aufzuarbeiten. Auf ihre schriftstellerische Tätigkeit angesprochen, sagt sie: „Ich bin Journalistin und hatte nie den Ehrgeiz, schriftstellerisch tätig zu werden. Aber eines Tages wurde mir klar, dass ich der hiesigen Bevölkerung, die den Aussiedlern nicht selten argwöhnisch, wenn nicht feindlich begegnete, einiges erklären muss - so kam ich zum Schreiben. Viel zu recherchieren brauchte ich nicht, von Vorteil waren für mich dabei die Kenntnisse der Materie und meine Zugehörigkeit zum



Volk der Russlanddeutschen, das ich nicht nur vom Hörensagen kenne - ich bin einen langen Weg mit ihm gegangen, deshalb beschreibe ich die Menschen und Ereignisse von innen heraus.“

Das wechselvolle Schicksal der Russlanddeutschen thematisierte sie in ihrer Trilogie „Die Quadratur des Kreises“, bestehend aus den Einzelbänden „Die geraubte Kindheit“ (1998; 2. Auflage 2003), „Am anderen Ende der Welt“ (2004) und „Wo ist das Land...“ (2007). „Die Novelle ‚Die geraubte Kindheit‘ hatte ich schon 1977 geschrieben, doch kein deutscher Verlag war bereit, sie herauszugeben - das Thema würde keinen interessieren, meinten die Verleger“, sagt die Autorin. Erst 1998 konnte sie das Werk veröffentlichen, das sowohl bei den eigenen Landsleuten als auch bei einheimischen Lesern auf lebhaftes Interesse stieß.

Die Trilogie ist Aufklärung, Bekenntnis und spannende Lektüre zugleich. Eigene Erfahrungen aus verschiedenen Lebensjahren, Hoffnungen und Enttäuschungen sind in die Bücher eingeflossen. „Es wäre höchstwahrscheinlich auch bei diesem einen Buch geblieben, doch die Resonanz war so stark und die Nachfrage so groß, dass ich es mit ziemlich hoher Auflage neu verlegen und zusätzlich eine Auflage auf Russisch herausgeben musste“, so Nelli Kossko. 2015 sind alle drei Teile der Trilogie - bearbeitet und gekürzt - unter dem Titel „Судьбы моей нетканой полоно“ („Ein Schicksal wie grobes Leinen“) in Moskau erschienen.

Fast zehn Jahre nach Erscheinen des dritten Bandes der Trilogie konnte sich Nelli Kossko dank dem Verleger Franz König und seinem Verlag ratio-books einen langjährigen Traum erfüllen und ihre bis 2007 in drei Einzelbänden erschienene Trilogie in ergänzter und überarbeiteter Form in einem Sammelband unter dem Titel „In den Fängen der Zeit. Wege und Irrwege einer Deutschen aus Russland“ vereinen und damit auch den Wunsch ihrer zahlreichen Leser erfüllen.

Zur überwältigenden Resonanz sagt sie: „Ich war selber erstaunt, wie sehr die Leser das Mädchen Emmi in ihre Herzen geschlossen haben. Warum? Vor allem war es das Thema - die schlimmsten Jahre der Knechtschaft der Russlanddeutschen in der Sowjetunion. Andererseits werden die Geschehnisse dieser grausamen Zeit aus der Perspektive eines Kindes und später einer jungen Frau geschildert, was die Tragik der Ereignisse noch mehr vertieft. Und schließlich hatten die Leser wohl die Authentizität der Handlung und der Protagonistin erkannt und ihr geglaubt - davon bin ich felsenfest überzeugt. Die Figur der kleinen Emmi ist aus dem Leben gegriffen, sie steht für Abertausende ähnlicher Kinderschicksale.“

Mit ihrer Trilogie hat Nelli Kossko nicht nur eine bewegende Lebensgeschichte niedergeschrieben. Es war vielmehr ein Versuch, eine Brücke zwischen russlanddeutschen Aussiedlern und ihren einheimischen Nachbarn zu schlagen. Durch die Weltsicht eines kleinen Mädchens, später eines Teenagers und der erwachsenen Frau Emma Wagner entsteht in dem autobiografisch in-

spirierten Buch ein tragischer Abschnitt der Gratwanderung der von der sowjetischen Diktatur bestraften Volksgruppe, bestraft für Verbrechen, die sie nie begangen hatte.

Auch ihre nächsten Publikationen stehen exemplarisch für viele russlanddeutsche Schicksale. Im Buch „Wie Sand zwischen meinen Fingern. Streiflichter einer Epoche“ beschäftigt sich Nelli Kossko mit ihrem Leben in der Sowjetunion und in Deutschland. Es geht darin um Erfolge und Misserfolge, um Fortschritte und Verluste, um Stolpersteine und Freuden auf diesem Weg. Es ist eine Art Schlusspunkt zu ihrer Trilogie „In den Fängen der Zeit“ - das Ende der Odyssee einer Russlanddeutschen (in Russisch unter dem Titel „Как сквозь пальцы песок“ erschienen).

Ihr Roman „Du, mein geliebter „Russe“. Eine deutsch-deutsche Liebesgeschichte“ erzählt ebenfalls eine Geschichte, die sich in beiden Ländern abspielt (von 1945 bis 1999) und sowohl tief in die menschlichen Abgründe blicken lässt als auch die Kraft der Liebe, die die Menschen aufs „Innerste zusammenhält“, bestätigt.

Es geht darin, wie Nelli Kossko sagt, um „das Schicksal unserer Lost Generation, der verlorenen Generation - um die jungen Russlanddeutschen, die während der deutschen Besatzung der Ukraine in die Wehrmacht eingezogen, als Kanonenfutter an die Westfront geschickt und nach Kriegsende an die Russen ausgeliefert wurden mit allen für ‚Kriegsverbrecher‘ und ‚Vaterlandsverräter‘ üblichen Konsequenzen... Dieser Roman greift einen Aspekt der russlanddeutschen Geschichte auf, der bisher in unserer Literatur noch nicht behandelt wurde, aber zumindest angesprochen werden sollte. Und auch hier liegen dem Roman autobiographische Ereignisse zugrunde, nämlich die Lebensgeschichte meines ältesten Bruders.“

Zuletzt ist sie „unter die Köche gegangen“ und hat im Vorjahr das Kochbuch „Ich lade gern mir Gäste ein. In den Kochtopf der Russlanddeutschen geschaut“ herausgebracht. Dabei ist sie ihrem Thema und sich selbst treu geblieben: Diesmal gilt Kochkunst als Mittel der Volksdiplomatie.

„Ich habe dieses Buch nicht nur für die Aussiedler konzipiert. Vielmehr ist es auch für deren einheimische Freunde gedacht, die schon mal die Gelegenheit hatten, von den leckeren Gerichten wie Pelmeni, Piroshki, Plow/Pilaw u.a.m. zu kosten und diese gerne nachkochen möchten“, sagt Nelli Kossko. Anfänglich sollten es nur Aufzeichnungen für ihre Töchter sein - „Die kostspielige Idee, ein Buch daraus zu machen, kam mir erst viel später, als sich immer mehr meiner hiesigen Freunde lobend über meine Kochkünste äußerten und um Rezepte baten“, gesteht sie in einem Interview mit Katharina Martin-Virolainen.

Dabei sind zwischen zwei Buchdeckeln nicht nur typische russlanddeutsche Rezepte zusammengefasst, denn Russlanddeutsche mussten in ihrer langen Geschichte unter vielen Völkern leben und haben dabei ihren Nachbarn auch mal in die Kochtöpfe geschaut.

Nina PAULSEN, Nürnberg
Fotos: lehmanns.de, i.ytim.com

Seite vorbereitet von Maria ALEXENKO

Schwänke aus früheren Zeiten

Edmund GÜNTHER
's Originalfoto
(Humoristische Begebenheit)

Wohl schwerlich wird mir auf der Welt ein unglückliches Lewnswese finne wie das Scheckmeckersch Kliemensje. Bsondrsch krouzich stet's bei dem arme Mensch mit'm Ärweitsgschäft. Dou gebt's in unserm sou wie auch im Nachbarschrayon fast ka Wertschaft meh, wu'r noch net gwese war. Awr iwrall wird de arme Mensch schun nouch paar Woche zum Deiwlgjaacht.

Ja... das war ja auch net wunnlich, wann das Kliemensje sou'n dreignährte Maulaff oder a vrkrumplt Schlouf-kapp war. Awr das ises ja grad, dass es in dem sein Kopp vun lautr gscheide Pläne un kluge Idee wimmlt. Doch die dickhautiche Bürokrate un dinnköppiche Schreiwseele kenne den arme Mensch net vrstehe.

Na, nemme mir moul grad a anschauliches Beispiel: In sellem Summr hot'r sich inre Zeitung als Fotograf unnerschaft. Un obzwar de Mensch in dem Abnummegschäft schrecklich gut sobrashaje tut, konntrsch dene Redakte net recht mache. Aamoul hunsem vourgschmis, er hätt' kaan Erfindgeist in sich, 's annre Moul is'm vourghalle wore, dass'r ka blasse Ahnung vun Originalität hätt'.

Un was is, muss mir sa: De arme Mensch hot sich die höchst Mische gewe, all seine Sinne angstrengt, um dene's Maul vollzustoße. Endlich hot'r gjoult: „Jetzt hun ich's awr sichr gtroffe!“ Doudrmit hot'r sei Foto gmaant, das wu am nächste Taach in dr Zeitung war. Dort hot mr'n Mann gsehe, dem wu nour dr Kopp aus dere Kukuruse-plantazje rausguckt hot. Das sollt bdeite, dass dort schun mannshouchr Mais wuchre tät.

Awr, liebe Leit, was sich dou rausgestellt hot! Kaum war'n Taach rum, kriet die Redakzje'n Brief mit sou'm Inhalt: „Gut Morchnd, ich bin dr Agronom aus dem Kolchos, wu eir sondrbares Foto herstammt un möchte a Wärtje drzu saae. In unserm Dorf gebt's allrhand Posse-reißer un Grillefänger. Awr mit dere Abbildung hätt'r dene alle dr Reih nouch die Naas gputzt. Ich möchte nour gern wisse, wie das eire Fotokloun fertichbrocht hot, unsern kniehouch Mais mannshouch zu mache. Jednfalls losst'n schee grieße...“

Gleich uf dr Stell sin die Redakte nausgfahre in den Kolchos, hun den Mann ufgsucht, de wu in dem Maisfeld abgebildet war, un dou is zwische dene folchndes Gspräch zustand komme: „Sieh dr moul des ZeitungsBild an, Gnosse Maiszichtr. Bist das du in Wirklichkeit?“

„Ja, in Wirklichkeit.“

„Wie houch sin die Maisplanze uf eirm beste Grundstick?“

„Kniehouch.“

„Warum awr gehe dr die Maisplanze uf dem Bild bis an die Oure?“

„Weil mich eire Fotomechanik sitzend abnumme hot.“

„Wie sitzend? Intressant! Das vrzähl uns awr a bissje ausfiehrligh, bitte.“

„Das war sou: Ich hat' grad's Kultiviere angfange, dou kommt'r un schlaat vour: 'Wolle moul eire Maisplantazje btrachte.' Un wie mr sou a Metre verzich drin ware, maant'r sou ganz artich: 'Setz dich, Freindje, setz dich un raach aans, ich were derweil a paar Originalfokuse mache.'“

„Na, un du?“

„Was ich? 's Maul hun ich, Schoufhamml, ufgsperrt un mitzugafft, wie de bald uf dr Knie, bald uf'm Wanstrumgknipst hot. Ich konnt's wohl wisse, was de Schufft im Sinn hat?“

„Awr jetz waaßtes, was das foure Fokuse ware?“

„Ja, sogar iwrgut... 's ganze Dorf macht sich iwr mich lustich, als war ich dr größte Narr in Sibirje. Die aane frouche, ob ich mich net in den Kukurusewald vrre kennt, die anre forsche nouch, ob ich net mitzamst meine Maisbäum uf die Ausstellung fahre wollt.“

„Sou, sou... Jetz is uns alles schee klar“, saate die Redakte. Un am selwe Taach noch hunse dem arme Mensch's Abschiedslidje gsunge. „Geh dorthie“, saate se, „wuste herkomme bist, und dass mir dich douthiere in unserm Journunnrt net meh sehe un net meh höre!“

Wot sou, liebe Leit, hunse den arme Mensch abgkappt. Un four was, froucht's sich? Hun net nähmlich die dem Fotograf fourgschmis, dass'r kaan Erfindgeist un ka Originalität in sich hätt'? Hotsch dene net grad mit dem Maisfoto klar un deitlich bwise, dass'r dr Kopp voll Talente hot?

Sou sin se ewe die... Ja, un das is vun dene viele nour aan Fall aus dem arme Mensch seim trauriche Lewe. Mir, zum Beispiel, tut'r bis zum laute Greine laad, in ich musses offenherzich saae, dass ich das Gschichtje mit dem arme Mensch seim Originalfoto net zufällig vrzähle. – Ich maan, vlleicht lese das anre Zeitungsleit, die wu werklich Vrstand hun, un ustroje den arme Mensch schließlich un endlich, denn mit dem seim Originalität isre bliechich Redakzje a zimliches Porzje Autorität gschicht.

Andreas SAKS
Ränke des Satans

Vetter Michel ist ein frommer Katholik und hält die ganze Familie in christlicher Ehrfurcht und Strenge. Seine erwachsenen Kinder machen schweren Herzens alle seine Zeremonien mit, die er im Hause veranstaltet, um nur dem gestrengen Hausvater nicht gegen den Kopf zu stoßen.

Das Weihwasser lässt Vetter Michel nicht ausgeben im Haus. Auf beliebige Wege versteht er dieses „heilige Schutzmittel“ gegen die Ränke des bösen Geistes aufzutreiben. Und dennoch hat dieser „böse Geist“ dem Vetter Michel einen dummen Streich gespielt.

Also, Vetter Michel hatte zum täglichen Gebrauch etwas Weihwasser in eine Flasche gegossen und bewahrte sie im Schrank auf.

Des Abends, am 15. August, an einem Marienfest, als in der ganzen Welt der Ruf über German Titows Flug in den Kosmos noch nicht verhallt war, hielt Vetter Michel eine Abendandacht in einem Haus ab. Es sollte der Rosenkranz „Du schmerzreiche Jungfrau“ gebetet werden.

Else war die Sache doch etwas zu albern und sie bat den Vater, er solle das Licht löschen, damit nicht jeder gaffen könne, was im Innern der Stube vor sich gehe. Vetter Michel hatte nichts dagegen einzuwenden. Er knipste den Schalter aus, erlangte das Weihwasser aus dem Schrank und besprengte damit die auf den Knien liegenden Familienangehörigen und das ganze Zimmer, wobei er die drei „Höchsten Namen“ aussprach. Dann wurde gebetet. Nachdem wieder Licht im Zimmer war, schauten sich alle erstaunt an: Alle Gesichter und die Kleider waren mit Tinte bespritzt.

Else stieß einen Schrei des Entsetzens aus, denn die weiße Bettwäsche und die Fenstervorhänge waren ebenfalls mit Tintenflecken bemalt. Vetter Michel schaute auf seine mit blauer Tinte beschmierte Hand, mit der er den Segen gespendet, und sagte mit salbiger Stimme:

„Na seht ihr, Kinner! Aach do hot dr Taifel sei Hand im Spiel! Net anerscht wie dr Satan hot mir des Fläschje mit dere vrfuchte Tinte in die Hand gesteckt...“

Else meinte im Jäzorn:

„Die Fläschje hun doch newerananner gstanne! Wie könnt sich dann der Taifel so noh an des Weihwasserfläschje ranwage?!“

„Ei des Fläschje war zugstoppt, mei Kind, un des Weihwasser hat ka Gwalt ghat uf den Taifel...“

Der Traum

Die Bauarbeiten an der Kirche gingen ihrem Ende zu. Die Zimmerleute waren dabei, die letzten Dachsparren aufzustellen. Osip Jegoritsch, der älteste Aufseher war heute besonders gut gelaunt. Er ging durch die Reihen der Zimmerleute und eiferte sie zur Arbeit an. Da stieß er auf Fritz Becker. O, dieser Fritz! Den konnte Osip Jegoritsch vor dem Tode nicht ausstehen. Wenn alle Zimmerleute sich vor ihm duckten und ihn ehrerbietig grüßten, so benahm sich Fritz immer herausfordernd ihm gegenüber.

Alle wussten, dass sich Osip Jegoritsch beim Kirchbau zum reichn Mann gestohlen hatte, aber niemand wagte es, ihm das offen zu sagen. Fritz tat es, und zwar auf so derbe Weise, dass es Osip Jegoritsch jedesmal kalt über den Rücken lief. Deswegen schleuderte er, sooft sich nur Gelegenheit dazu bot, seine giftigen Spottpfeiler auf Fritz, denn sonst konnte er ihm nichts anhaben. So auch jetzt. Er musterte dessen stämmige Figur und sagte:

„Fester zupacken, Fritz! Dir schlappert jo s G'söß hait Morgen wie n ausgstaabte Mehlsack... Hast wieder nix gresse hait Morgen, du armer Taifel!?“

„Ja, das Kerchebaue tut ewe net jedem so gut wie dir. Mir bleibt net soviel an dr Finger hänge wie dir!...“

„Weniger Kerle mache un fleißiger arweite musste! Dann werschte aach reich.“

„Das könnt' stimme“, sagte Fritz und hieb geschickt einen Span mit dem Beil los, der dem schnacken Osip Jegoritsch auf die Nase flog.

„Hopp! Ich huns net gern gtue“, entschuldigte sich Fritz spitzbübisch lächelnd. Osip Jegoritsch wurde rot im Gesicht und ging weiter, ohne ein weiteres Wort zu verlieren.

Als die Arbeiter dann am Nachmittag zusammen beim Vesperbrot saßen, gesellte sich Osip Jegoritsch zu ihnen, um bei Gelegenheit den einen oder den andren zu foppen. Auf einmal sagte Fritz zaghaft:

„Ich hat hait Nacht so n verflucht eklige Traum g'hat, ihr Männer. Was der nor bedeute könnt'?“

„Was wars denn?“, interessierte sich einer der Arbeiter.

„Das war alles so natürlich“, setzte Fritz fort, „mir hots gtraamt, mir hätte grad die letzte Bretter am Dach agenagelt, un ich un dr Osip Jegoritsch warn ganz allonig uf m Dach. Uff amol kimmt aich do so ne Windhex un reißt uns alle zwaa vom Dach un trägt uns fort in die Welt nei... Iwer a Weil sein mr runnergflouge un in zwaa Stänner nei: dr Osip Jegoritsch in n Stänner mit Honig un ich in n Stänner mit Kinnerdreck...“

„Aha!“, rief Osip Jegoritsch aus, „na, sieht ihrs do, ihr Männer, do humrsch jo, aach sogar im Traam stickt r im Dreck bis iwer die Ohre.“

„Wart doch nor mol, Osip Jegoritsch, ich sein jo noch gar net am End mit meim Traum.“

Alle Anwesenden wurden jetzt besonders aufmerksam, und Fritz fuhr fort:

„Un dass mir do so sitze, kimmt aich jo dr Taiwel von irgendwoher geflouge, hat jeder am Schopp gepackt, rausgerisse aus den Stänner, uf die Erd gstumt un saat: Na, ihr feuergranatedunnerwettertrische Tempelbauer! Jezz leckt mol aner dr anre ab, awr mol a bissje schneller!“

Eine Lachsvalve platzte. Osip Jegoritsch verzog ärgerlich das Gesicht, stand auf und verließ schweigend die Gesellschaft.

Friedrich BOLGER
Die Drohung

Vetter Gottlieb fuhr mal im Spätherbst Bauholz aus der Stadt in unser Dorf. Es nieselte schon eine ganze Woche lang, und der Weg war aufgeschwemmt und zermalmt. Der schwer beladene Wagen schnitt mit seinen Rädern tief in die Erde ein. Die müden Pferde glitschten hin und her und konnten kaum vorwärts kommen.

Am Damm begegnete ihm ein Zweigespann, das mit Tierfellen aus dem Dorf in die Stadt fuhr. Der Weg war am Damm sehr schmal, und das Feld war rechts und links so versumpft, das ein Gefährt dem anderen nicht ausweichen konnte. Beide hielten an. „Fahr aus dem Weg!“, rief der Fuhrmann vom Zweigespann, „mei Geiljer berschtes net.“

„An dir is die Reih, du host leichtr glade“, erwiderte Vetter Gottlieb gelassen. „Mei Geil strecke aach schon die Zung raus.“

Der andere wurde unwillig. Er schlug mit der Peitsche über seine Pferde her und zog die Leine an. Die Tiere zerrten nach vorn, blieben aber gleich wieder stehen, denn der Wagen vor ihnen rührte sich nicht vom Fleck. Da stieß der Mann einige dreistöckige Flüche aus und stieg von der Fuhre. Er nahm Vetter Gottliebs Handgaul am Zügel und wollte ihn vom Weg zerrn. Da stieg auch Vetter Gottlieb von seinen Brettern.

„Horch mol, Mann“, sagte er, „geh un fahr so hortig, wie de nor kannst ausm Weg, sonst musste was erlewe!“

Der erboste Fuhrmann erblickte die klobigen pudschwere Fäuste Vetter Gottliebs und kehrte wortlos zu seinem Gefährt zurück. Er stieg auf die Ladung und lenkte vom Weg. Seine Pferde brachen bis an die Knie in den Schlamm ein, der Wagen blieb stehen. Vetter Gottlieb trat schweigend zu ihm hin, stemmte sich mit der Schulter gegen die Latte des Deichselwagens und schrie: „Treib die Geil an!“

Ein Ruck, und das Gefährt hatte die gefährliche Stelle passiert.

„Siehste“, sagte Vetter Gottlieb, als der Wagen wieder auf festem Grund stand.

Der Mann sah ihn verdattert an. Dann stieg er hastig auf die Häute. „Was hätt ich erlebt, wann ich net ausm Weg gfare wär?“, rief er Vetter Gottlieb zu, als der schon wieder auf seinen Brettern saß.

„No, dann wär ich selwert ausm Weg gfare“, lachte Vetter Gottlieb und fuhr los.

Vorbereitet von Maria ALEXENKO

Was ist der Herbst?

Hallo, unsere liebe kleinen Leser! Wieder sind wir heute für euch da. Wir bringen auf dieser Seite viel Interessantes über die wunderschöne Jahreszeit Herbst. Hier findet ihr auch einige Gedichte über den Herbst. Viel Spaß wünschen wir euch und euren Eltern, die natürlich mit Vergnügen euch beim Lesen und Verstehen der vorliegenden Publikationen helfen werden!

Die Zfd- Redaktion

Für die Wetterforscher beginnt der Herbst auf der Nordhalbkugel am 1. September und dauert bis zum 30. November. Herbstmonate sind also der September, der Oktober und der November.

Für die Astronomen jedoch beginnt der Herbst zur Tag- und Nacht-Gleiche, wenn die Tage und Nächte also gleich lang sind. Das ist immer am 21. oder 22. September. Der Herbst endet bei der Wintersonnenwende, wenn die Tage am kürzesten sind. Das ist am 20. oder 21. Dezember, und damit beginnt dann der Winter.

Wenn sich die warme Jahreszeit dem Ende zuneigt, wird es draußen langsam wieder kälter und die Tage werden kürzer. Die Sonnenstrahlen sind nun spürbar kühler: Ein untrügliches Zeichen dafür, dass der Herbst beginnt. Der Herbst ist in den gemäßigten Zonen der Erde die Übergangszeit zwischen Sommer und Winter. Nun färben sich die Blätter der Bäume bunt, außerdem sind jetzt viele Getreidesorten und Früchte reif - es ist Erntezeit. In welche Phasen wird der Herbst unterteilt? Was machen die Tiere und Pflanzen im Herbst und welche Feste oder Bräuche fallen in diese Jahreszeit?

Der Herbstanfang beginnt astronomisch - also durch die Wissenschaft von den Himmelskörpern gesehen - immer mit der Herbst-Tag- undnachtgleiche. Das bedeutet, Tag und Nacht sind zu diesem Zeitpunkt ungefähr gleich lang. Auf der nördlichen Welthälfte - hierzu gehört auch Europa - ist der Herbstanfang jährlich entweder am 22. oder am 23. September, auf der Südhemisphäre am 20. oder am 21. März.



Mit der Wintersonnenwende am 21. oder 22. Dezember (am 21. Juni auf der Südhalbkugel) endet der Herbst. Zur Wintersonnenwende hat die Sonne zur Mittagszeit den niedrigsten Stand über dem Horizont.

Wie auch schon den Frühling und den Sommer kann man auch den Herbst in drei Phasen unterteilen. Wenn der schwarze Holunder reif ist, dann setzt der Frühherbst ein. Jetzt sind auch die Birnen wieder reif und die leckeren Zwetschgen lassen nicht mehr lange auf sich warten. Anfang September fallen dann die Rosskastanien vom Baum, die Walnüsse reifen und in den Weinbergen beginnt nun die Weinlese - die Ernte der Weintrauben. Nun hat der Vollherbst eingesetzt. Auch die Blätter verfärben sich langsam und lassen die Wälder in den buntesten Farben leuchten. Ende Oktober wird es merklich kühler und die bunten Blätter fallen zu Boden. Der Spätherbst ist der erste Vorbote für die bevorstehende kalte Jahreszeit, die Bäume werden kahl und es wird schon sehr früh dunkel.

DIE HERBSTMONATE

Der September ist der erste Monat des Herbsts und gleichzeitig der neunte Monat des Gregorianischen Kalenders. Sein Name lässt allerdings andere Schlüsse zu, denn September lässt sich ableiten vom latei-

nischen Wort „septem“, was „sieben“ bedeutet. Um 153 vor Christus war der September nämlich noch der siebte Monat des Jahres. Alte deutsche Namen sind zum Beispiel Herbstmond oder Holzmond.

Oktober lässt sich von dem lateinischen Wort „octo“ ableiten, was acht bedeutet. Denn in der Antike rechnete man mit einem anderen Kalender und auch als der Julianische Kalender - benannt nach dem römischen Herrscher Julius Cäsar - eingeführt wurde und der Oktober an die zehnte Stelle rückte, behielt man den Namen bei. Im Mittelalter galt dieser Herbstmonat als heilig und viele Menschen, auch Könige, heirateten im Oktober. In Deutschland sagte man früher auch oft Weinmonat, da nun die Weinlese stattfindet.

Es folgt der November, in dieser Zeit des Spätherbstes ist es schon ziemlich dunkel und kalt. Sein Name leitet sich von dem lateinischen Wort „novem“ ab, was „neun“ bedeutet. Deutsche Namen für den heutigen elften Monat des Jahres sind Windmond und Nebelung.

HERBSTANFANG UND „ALTWEIBERSOMMER“

Obwohl im September der Herbst beginnt, sprechen viele Menschen auch vom so genannten Altweibersommer. Mit dem Altweibersommer

meint man die Tage im September und Oktober, die noch schön sonnig und recht warm sind. Aber was hat das eigentlich mit alten Frauen (veraltet „Weibern“) zu tun? Genau genommen nichts, der Begriff ist vielmehr mit einer bestimmten Tierart verbunden, nämlich mit den Spinnen. Denn im September und Oktober weben junge fliegende Spinnen lange Fäden. „Weibern“ ist auch ein veralteter Ausdruck für weben. Mit den Fäden, die die Spinnen weben, segeln sie durch die Luft.

Im Frühherbst wird es in klaren Nächten schon recht kalt und in den frühen Morgenstunden bildet sich Tau, der die Spinnweben deutlich erkennen lässt. Diese Fäden glitzern im Sonnenlicht silberfarbig, beinahe wie graue Haare. Hier kommen nun doch die „alten Weiber“ ins Spiel: Es verbreitete sich das Märchen von alten Frauen, die beim Kämmen ihre Haare verloren hätten. Ein anderer, germanischer Glaube besagt, dass die Fäden „Nornen“, also Schicksalsgöttinnen, hinterlassen hätten. Diese Göttinnen waren dem Glauben nach für die Lebensfäden der Menschen verantwortlich. Die Fäden sollten älteren Menschen, an denen sie kleben blieben, Glück bringen. Eine Vorstellung aus dem christlichen Glauben besagt, dass diese Fäden vom Mantel der heiligen Jungfrau Maria stammen, den sie bei ihrer Himmelfahrt trug. Deshalb nennt man diese Fäden auch Marienfäden.

In Nordamerika wird diese Zeit übrigens „Indian Summer“ („Indischer“ oder „Indianischer Sommer“) genannt: Jedes Jahr sind die Menschen aufs Neue von den prächtigen Herbstfarben der Bäume fasziniert. Ursprünglich bezieht man den Begriff nur auf bestimmte Gebiete in den USA und Kanada, die sich durch einen sehr kalten Winter auszeichnen. Dort geht der „Indian Summer“ im Herbst typischerweise mit einem besonders trockenen, warmen Wetter sowie strahlend blauem Himmel einher und die bunten Blätter an den Bäumen leuchten intensiv. Der Name „Indian Summer“ geht vermutlich auf eine indianische Legende zurück, nach der das Rot der Bäume das Blut eines erlegten Bären darstellt.

WARUM FÄRBN SICH DIE BLÄTTER DER BÄUME?

Im Sommer sind die Blätter der Bäume noch richtig grün, doch im Herbst wandeln sie sich zu verschiedenen Rot-, Orange- und Gelbtönen. Die Pflanzen bereiten sich nun auf den Winter vor. Mit dem einsetzenden Herbst werden die Tage wieder kürzer und nachts wird es merklich kühler, für die Pflanzen ist das das Signal, um den Pflanzenstoff „Chlorophyll“ abzubauen.

Chlorophyll, das in den Ästen und im Stamm gelagert wird, ist für die grüne Farbe der Blätter verantwortlich. Nun können andere Stoffe aufgebaut werden, wie etwa der Farbstoff „Carotinoid“, durch den die Blätter Orange werden. Jede Herbstfarbe kann einem anderen Stoff zugeordnet werden. Wenn der Abbau des grünen Blattfarbstoffes beendet ist, bildet sich eine Korkschicht zwischen Ast und Blatt. Das Blatt wird auf diese Weise nicht mehr mit Nährstoffen und Wasser versorgt und fällt ab.

Aber wieso müssen die Blätter im Winter überhaupt von den Bäumen fallen? Wenn man sich ein grünes Blatt genauer betrachtet, wird man feststellen, dass es auch viel Wasser enthält. Im Winter würde das Wasser in den Blättern gefrieren und das Blatt zerstört werden. Dies gilt auch für den Stamm, da in ihm viel Wasser gespeichert wird. Und das Wasser im Boden gefriert ebenso, der Baum kann also kein Wasser mehr aufnehmen. Daher stellen die Bäume ihre Aktivität wie Wachstum und das Ausbilden von Blättern, Blüten oder Früchten ein und machen eine „Winterpause“. Anders sieht das bei den immergrünen Nadelbäumen wie Kiefern, Tannen oder Eiben aus. Im Gegensatz zu den Blättern der Laubbäume sind ihre Nadeln mit einer isolierenden Wachsschicht ausgestattet, durch die sie vor Kälte geschützt werden und das Wasser im Inneren speichern können. Daher müssen die Bäume ihre Nadeln nicht abwerfen, um den Winter zu überstehen.

Nach helles-koepfchen.de
Bild: ya.ru

Es kommt der Herbst mit reicher Gabe ...

Herbsttag

Herr: Es ist Zeit. Der Sommer war
sehr groß.
Leg deinen Schatten auf die Sonnenuhren,
und auf den Fluren lass die Winde los.

Befiehl den letzten Früchten voll zu sein;
gib ihnen noch zwei südlichere Tage,
dränge sie zur Vollendung hin und jage
die letzte Süße in den schweren Wein.

Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines
mehr.

Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben,
wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben
und wird in den Alleen hin und her
unruhig wandern, wenn die Blätter treiben.

Rainer Maria RILKE

Unser Brot

Als Körnlein gesät,
als Ähren gemäht,
gedroschen im Takt,
gesiebt und gehackt,
dann hurtig und fein
gemahlen vom Stein.

Geknetet und gut
gebräunt in der Glut,

so liegt's duftend und frisch
als Brot auf dem Tisch.
Lasst uns, eh wir's brechen,
den Segen erst sprechen.

Volksgut

Herbstfeste der Bäume

Die hellgelben Ohrhänge
zittern ganz leise,
es leuchtet und funkelt
das goldne Geschmeide:
Es schmunzelt die Espe,
zum Feste bereit, -
sie trägt heut ihr bestes,
ihr purpurnes Kleid.

Im schönen Oktober
sind bunt alle Räume:
Es feiern im Walde
ihr Herbstfest die Bäume.
Sie sind in Orange
und Bronze geschmückt
und singen und tanzen
und lächeln beglückt.

Sie nehmen jetzt Abschied
vom grünen Geflüster:
Ade, warme Tage!
Der Winter wird düster...

Doch kommt ja der Frühling
zum rechten Termin.
Dann werden wir wieder
ergrünen und blühen.

Hermann ARNHOLD

Septembermorgen

Im Nebel ruhet noch die Welt,
Noch träumen Wald und Wiesen:
Bald siehst du, wenn der Schleier fällt,
Den blauen Himmel unverstellt,
Herbstkräftig die gedämpfte Welt
In warmem Golde fließen.

Eduard MÖRIKE

Herbstlied

Der Frühling hat es angefangen,
der Sommer hat's vollbracht.
Seht, wie mit seinen roten Wangen
so mancher Apfel lacht!

Es kommt der Herbst mit reicher Gabe,
er teilt sie fröhlich aus,
und geht dann, wie am Bettelstäbe
ein armer Mann, nach Haus.

Er hat die Keller und die Speicher
gefüllt mit Speis und Trank;

er wurde arm, wir wurden reicher,
und will doch keinen Dank.

Er will uns ohne Dank erfreuen,
kommt immer wieder her:
Lasst uns das Gute so erneuen,
dann sind wir gut wie er!

Heinrich Hoffmann von FALLERSLEBEN

Erntelied

Es steht ein goldnes Garbenfeld,
Das geht bis an den Rand der Welt.
Mahle, Mühle, mahle!
Es stockt der Wind im weiten Land,
Viel Mühlen stehn am Himmelsrand.
Mahle, Mühle, mahle!

Es kommt ein dunkles Abendrot,
Viel arme Leute schrein nach Brot.
Mahle, Mühle, mahle!
Es hält die Nacht den Sturm im Schoß,
Und morgen geht die Arbeit los.
Mahle, Mühle, mahle!

Es fegt der Sturm die Felder rein,
Es wird kein Mensch mehr Hunger schrein.
Mahle, Mühle, mahle!

Richard DEHMEL

Seite vorbereitet von Maria ALEXENKO

Das Fest für den Segen des Fleißes

Was Erntesege ist, erlebt und versteht überhaupt nur der Bauer so recht: Die Frucht eines ganzen Jahres Arbeit, Sorgens und Hoffens. Aber jetzt, wenn die Ernte unter Dach und Fach gebracht, da ist die Zeit und der Anlass zu Freude und sorgenfreiem Jubel. Der Bauer dankt für den Erntesege trotz Dürre und Unwetter. Es ist das Fest für den Segen des Fleißes und der Heimatliebe.

Mehrere Gottheiten waren es, die bei unseren Ahnen sich die Ehre teilen mussten, für den Segen der Ernte bedankt zu werden. Je nach Klima und Wetter fand das Erntedankfest früher oder später statt: Die Termine schwankten zwischen September und November. Im Zuge der Christianisierung passierte man die Feiern dann den Erinnerungstagen gerade derjenigen Heiligen an, deren Tage in diese Zeit fielen, und so kam es, dass sowohl der Heilige Michael wie auch der Heilige Martin zuständig wurden.

WODAN UND DONAR

Die Martins-Gans als Festbraten ist nichts anderes als die Gans, die schon Wodan heilig war, und Michael wurde auf diese Weise ebenso der Schutzheilige der Krieger, wie schon Wodan der Schirmherr germanischer Recken gewesen war. Überall, in Deutschland sowohl bis hinauf nach Schweden und Dänemark und hinüber nach Flandern und England, gilt die Michaels-Gans nicht weniger als die bekannte Gans zu Martini. In Dänemark dürfen dabei Apfelmus mit Nüssen und Schafmilch nicht fehlen. In Schweden brennen Michaels-Feuer wie in Deutschland zur Sommer-Sonnenwende. Allmählich verdrängte das Michaelsfest vollständig das alte Wodansfest.

Wer das Jahr über faul gewesen ist, dem droht an diesem Tag (29. September) ein strenges Gericht, das die Jugend abzuhalten pflegt. An einen langen Spieß wird eine Kanne angebracht, und so ausgerüstet wandern Burschen und Mädchen zum Kornschober des Bauern im Dorf. Dort nehmen sie Garbe herunter, schichten sie vor der Haustür aufeinander und nennen dies die „Korngeis“ (Habergeis). Mit den Spießen und Kannen klopfen sie dann an Türen und Fenster des Verurteilten, der sich bei diesem so genannten Klöpfeln manchen derben Witz gefallen lassen muss.

Neben Wodan dankte man Donar (Thor) für die glückliche Unterbringung der Ernte. Er, der Hammerschwinger, war so recht der germanische Bauerngott. Man dachte ihn sich, als große starke Gestalt mit wirrem rotem Bart; er war leutselig und verstand sich auf einen guten Spaß nicht weniger als auf gut Essen und Trinken und spendete den Bauern gutes Wetter. Ihm zu Ehren warf man am Donarstag (Donnerstag) kleine hölzerne Äxte ins Feld, die dem gewitter- und regenspendenden Gott geweiht waren.

Wenn die Großmutter heute über das tägliche Brot das Kreuzzeichen macht oder mit dem Messer drei Kreuzchen in die Unterseite des Brotlaibes ritzt, so leitet sich dies aus vorchristlicher Zeit ab, denn die Kreuz-Rune war das Donar-Hammer-Zeichen; und unter diesem Zeichen gedieh das Getreide und wuchs das Brot ins Haus.

DAS HAHNOPFER

Dem Gott wurde zum Dank nach der Ernte ein Hahn geweiht. Man brachte das Tier in feierlichem Zuge aufs Feld und tötete es dort. Donar erhielt den Kopf, der Braten wurde von den Teilnehmern am Fest verzehrt. Man hing auch den Hahn im Hause oder an der Scheunentür auf, um sich so vor Unheil zu bewahren. Darum heißt noch heute in Thüringen das Erntedankfest „der Erntehahn“, in der Schweiz nennt man es „Krähhahn“: Vom Erntefest abgelöst hat sich die Tötung des Hahnes bei den Schützengilden, die zur selben Zeit ihre Feste feiern. Der meist den Wappenadler darstellende Vogel, den man abschießt, ist in seiner letzten Wurzel nichts anderes als Donars Hahn.

Der Sinn der Tötung des „Wachstumsgeistes“ ist der, dass die Übertragung des Hinsiechens im Alter auf die Natur verhindert wird, und dass der durch die Reifung schwächer gewordene Vegetationsgeist in neuer Frische auferstehen soll.

DIE ROGGENMUHME

In phantasievoller Mannigfaltigkeit stellt sich der Volksglaube den Geist des Erntesegens vor: Die Kornmutter, eine alte Fruchtbarkeitsgöttin, die in verschiedenen Formen durch das ganze Altertum verehrt wurde, ist heute noch nicht aus dem Volksglauben verschwunden, der überkommenes Geistesgut der Altvorderen getreulich bewahrt hat.

Die letzte Garbe, die vielfach als der Sitz des Fruchtbarkeitsgeistes angesehen wird, heißt deshalb in manchen Gegenden „Die Große Mutter“. Sie wird geschmückt und umtanzt und wie eine Maie festlich auf den Hof getragen.

Das Brot, das aus dem Mehl ihrer Körner gebacken wird, gilt als Heil- und Segensbrot für die ganze Familie. Man lässt auch die letzten Halme stehen, bindet sie zusammen, schmückt sie, kniet bei ihnen unter Gebeten nieder oder umtanzt sie mit alten Gesängen. Feierlich ist in manchen Gegenden auch der Beginn der Ernte: Pferde, Knechte und Korn werden mit geweihtem Wasser begossen.

Dass die Kornmutter, die Roggenmuhme oder Mittagsfrau häufig als todbringendes Gespenst gefürchtet wird, liegt an ihrer Verfehlung durch das Christentum, das die alten Gottheiten und Geister naturgemäß zu bösen Wesen stempelte, um die Gläubigen von den alten Anschauungen abzubringen.



Dem Gott werden zum Dank Obst und Gemüse geweiht.

Nach einer mecklenburgischen Sage verlangte Frau Gaur (Frau Holle) einst von einem Bauern, den sie belohnen wollte, er solle ihr sein größtes Ackerstück zeigen. Vorsichtig und misstrauisch wies der ihr sein kleinstes. Da tobte sie mit ihren Hunden auf dem Stück auf und ab, dass keine Stelle blieb, auf der sie nicht gewesen wäre. Dann verschwand sie. Als die Erntezeit kam, gab dem Bauern dieser Acker zehnmal so viel Roggen als sonst. Da ärgerte er sich, denn jetzt wusste er, wer die Fragerin gewesen war, und es tat ihm sehr leid, dass er ihr nicht wahrheitsgemäß sein größtes Hofstück gezeigt hat.

DER PFLUGSEGEN

Um die Fruchtbarkeit der Felder zu sichern, wurden und werden Pflüge um die Ackergrenzen oder über die Felder gezogen. Bisweilen müssen Mädchen den Pflug ziehen und werden dabei oft durch einen Bach geführt oder mit

Wasser begossen, um durch diesen Regenzauber Dürre abzuwenden. Der älteste uns bekannte Text zu einem solchen Pflugsegen stammt aus der Zeit um 1000 u. Ztr. und wurde beim ersten Pfluggang gesprochen:

„Die Erde bitt´ ich und den Oberhimmel -
Erke, Erke, Erke, der Erde Mutter! -
Es gönne dir (der Allwaltende ...)
Äcker wachsend und aufsprießend,
vollschwellend und kräftig treibend ...
Und der breiten Gerste Früchte
und des weißen Weizens Früchte
und alle Erdenfrüchte! -
Heiße sei dir, Erdflur, der Irdischen Mutter!
Sei du grünend in Gottes Umarmung,
mit Frucht gefüllt den Irdischen
zu Frommen!“

Aus dem RF/ZfD-Archiv
Bild: ya.ru

O Herr, wie hast Du alles so weislich geordnet ...

Herr Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geist, Du bist der allmächtige Gott Himmels und der Erden, und in Dir leben, weben und sind wir. Du hast aber gewollt, dass der Mensch lebe vom Brote und hast deshalb im Anfange der Welt die Erde fruchtbar gemacht durch Dein allmächtiges Wort und nach den Tagen der Sündflut verheißen, dass, so lange die Welt stehen werde, nicht mehr aufhören soll Saat und Ernte. Daher, o Herr, währet diese einmal von Dir festgesetzte Ordnung noch immer fort. Noch immer krönest Du das Jahr mit Deinem Gut. Du lässt Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutze der Menschen. Also bringest Du Brot aus der Erde und erfüllst unsere Herzen mit Speise und Freude. O Herr, wie hast Du alles so weislich geordnet ...

FÜR POESIELIEBHABER

Herbstliches in der russlanddeutschen Lyrick

Rosa PFLUG

Wie regenschwere Wolken

Graue Wolken
schütteln ihre Mähnen,
als wollten sie
mit Regen tränken
Wald und Feld.
Doch eilen sie
Erbarmungslos vorüber,
kein Wassertropfen
fällt vom Himmelszelt.
So ziehen meine
dichterischen Zeilen
vorbei am Leserherz
und lassen es nicht höher.

Fernwehstimmung

Ein gelbes Blatt vorüberschwebt,
und flüstert mir:
Auf Wiedersehn!
Manches Schöne fällt mir ein
im herbstlich trüben Sonnenschein.
Ferne Länder,
Meeresschäume
blieben leider ferne Träume...

Meine Schwermut und Betrübniß
stützen wohl die starken Flügel
der bedrängten Kranichkeile,
die in warme Länder eilen.
Früher trafen wir uns täglich.
Fernwehstimmung unerträglich...

Winterhauch

Noch sind die Bäume blätterreich,
noch grünt das Laub.
Doch in der aufgewühlten Luft
schwebt Silberstaub.
Noch schüttelt stolz

den Lockenkopf
der Birkenhain -
er tummelt sich im Sommertraum
und wiegt sich ein.
Noch haust die Wachtel unbetrübt
in Busch und Strauch,
doch unerbittlich nähert sich
ein Winterhauch.
Der kummervolle Augenblick
ist nicht mehr weit -
wenn die Natur mit voller Hand
Schneeflocken streut.

Naht der Winter wieder

Es naht der Winter wieder
mit seinem Schnee und Eis.
Verklungen sind die Lieder,
das Feld liegt kahl und weiß.
Der Wind entreißt gewaltsam
dem Baum das letzte Blatt,
das schutzlos unaufhaltsam
sich festgeklammert hat.
Ach so entreißt die Jahre
dem Lebensbaum die Zeit.
Und schlohweiß sind die Haare,
das Herz ist zugeschnitten.

Vom Herbst umfangen

Traurig steht der Wald,
vom Herbst umfangen.
Verblichen sind die hellen Farben,
schütter wird der Birken
Lockenhaar.
Durch der Bäume Blätterfall
sieht man welthinaus die Felder,
der Morgentau glänzt tränenklar,
die Lüfte werden immer kälter.
Beweine nicht die Sommerpracht.

Es wird für dich
noch warme Tage geben,
solange deine Seele wacht
und mitbeteiligt ist
am alltäglichen Leben.

Der Herbst beginnt

Der Herbst beginnt,
der Regen rinnt.
Wolken stürzen nieder,
sammeln sich dann wieder
zu einem Wolkenheer
und ziehen hin zum Meer.

Kein Auferstehn,
kein Wiedersehn
und keine neuen Pflichten.
Ich feile an Gedichten
und schreih so gut ich kann -
so stell ich meinen Mann.

Woldemar EKKERT Spätherbst

Wie die Blätter so wirbeln
und rascheln im Wind!

Wie die Wolken zerrissen
und schneeschwanger sind!
Der Wind packt die Bäume
und rüttelt sie nackt.
Er haust im Geäste,
dass ächzend es knackt!
Er stürmt aus dem Walde
und rast übers Feld:
Ihn stacheln die Stoppeln,
was ihm nicht gefällt.

Es kommt kein Getreide,
kein Heu in die Quer,
er sieht keine Schober,
das reizt ihn noch mehr.
Aber plötzlich tut willig
der Himmel sich auf,
die Herbstsonne pflanzt sich
auf Stelzbeinen auf.
Wie der Wind das gesehen,
da stutzt er im Nu.
Und ich und die Sonne -
wir lächeln uns zu

Aus dem RF/ZfD-Archiv

Seite vorbereitet von Maria ALEXENKO

Waldemar Weber, „Kilometer 101. Erzählungen“

Waldemar WEBER ist vor allem als Lyriker bekannt, der auf Russisch und Deutsch schreibt. Auch Prosa ist ihm aber nicht fremd, so erschien 2015 in Russland und Deutschland sein Erzählband „Kilometer 101“ („101 километр, далее везде“) in russischer Sprache. Im Mai 2023 ist nun der Band auch auf Deutsch erschienen. Der russische Text bildete zwar die Grundlage für die deutsche Version, die jedoch mehr ist als eine bloße Übersetzung.

Der Titel, dessen Bedeutung nur Eingeweihten zugänglich ist, hat einen direkten Bezug zu den Nachkriegsjahren in der stalinistischen Sowjetunion. Der Autor wurde 1944 in Sarbala, Westsibirien, als Sohn russlanddeutscher Eltern geboren und wuchs in der Kleinstadt Karabanowo im Gebiet Wladimir auf, „die unauffällig war wie ein staubiger Stein am Wegrand. Das Textilkombinat, die Hauptsehenswürdigkeit des Städtchens, produzierte Baumwollstoffe.

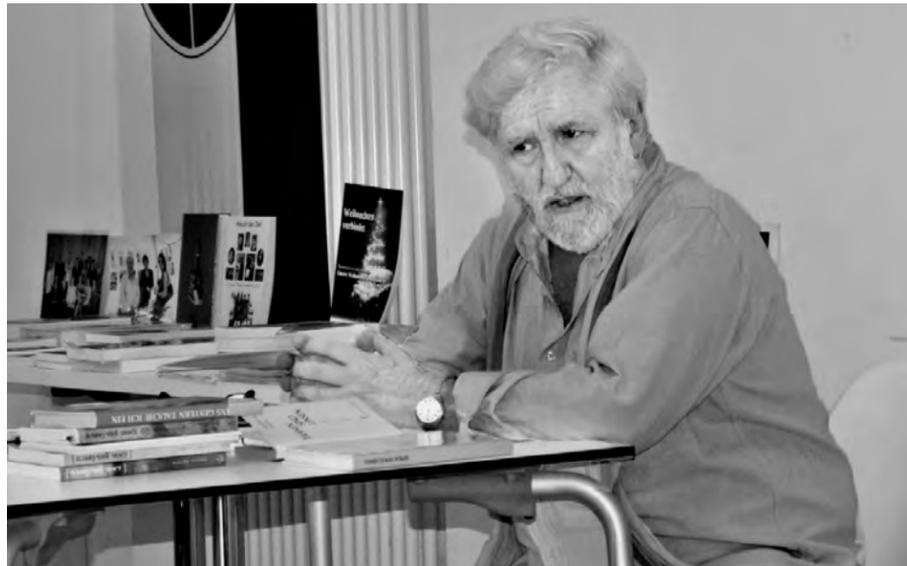
In Karabanowo, 101 Kilometer nordöstlich von Moskau gelegen, lebten politische (darunter viele Intellektuelle) und kriminelle Häftlinge, denen nach den Stalin-Lagern ein Leben in den Hauptstädten verboten war. Sie hatten sich in einer Entfernung ab dem 101. Kilometer von Moskau anzusiedeln, ehe sie in die Metropolen zurückkehren durften. Das betraf auch die verbannten Deutschen.

Nach der Entlassung des Vaters aus der Zwangsarbeit 1946 zogen auch die Webers nach Karabanowo. Der Vater, ein ausgewiesener Fachmann auf dem Gebiet der Textilindustrie, unterrichtete nun an der örtlichen Textilfachschule. Auch die Mutter, die aus dem wolgadeutschen Balzer stammte, konnte zu ihrem erlernten Beruf als Deutschlehrerin zurückkehren.

Waldemar Weber schildert in „Kilometer 101“ mit über 30 Erzählungen nicht nur einzelne Bewohner der Stadt oder Gruppen in der Atmosphäre der frühen Nachkriegsjahre, sondern auch sein eigenes Schicksal und das seiner Familie sowie eindrucksvolle Begebenheiten der sowjetischen „Normalität“ und vielfältige Reflexionen eigener Erlebnisse bis in die 80er Jahre.

Gleichmaßen in der deutschen und der russischen Kultur zuhause, gehört der Lyriker, Schriftsteller, Publizist, Übersetzer, Herausgeber und Verleger Waldemar Weber (seit 1994 in Deutschland, seit 2002 in Augsburg), zu den bedeutendsten Kulturvermittlern der Deutschen aus Russland. „Mit literarischem Anspruch und intellektueller Kompetenz, die den Sarkasmus einschließt, reich an emotionaler Energie, an Stoffen und Motiven und sicher im Gebrauch rhetorischer Mittel, lässt Weber die meisten russlanddeutschen Autoren weit hinter sich“, so die Literaturwissenschaftlerin Annelore Engel-Braunschmidt.

1962 bis 1968 studierte Waldemar Weber Germanistik und Slawistik an der Moskauer



Hochschule für Fremdsprachen. 1967 wurde er Mitarbeiter der deutschsprachigen Zentralzeitung „Neues Leben“ und der deutschen Redaktion von Radio Moskau. Ab 1969 arbeitete er als freischaffender Kulturjournalist und machte sich einen Namen als Übersetzer und Herausgeber europäischer (deutscher, österreichischer, schweizerischer, luxemburgischer und rumäniendeutscher) Lyrik ins Russische. Außerdem übersetzte er Werke russlanddeutscher Autoren ins Russische.

1990 bis 1992 war Weber Dozent am Gorki-Literaturinstitut in Moskau, von 1992 bis 1994 unterrichtete er als Gastprofessor an der Karl-Franzens-Universität Graz und an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck sowie 1995/1996 an Universitäten in Wien und Innsbruck. 1996 bis 1998 und 2008 bis 2010 war er Chefredakteur der „Deutsch-russischen Zeitung“ (München/Augsburg). Außerdem leitete er zwischen 1999 und 2004 das Seminar für russische Literatur an der Universität zu Passau.

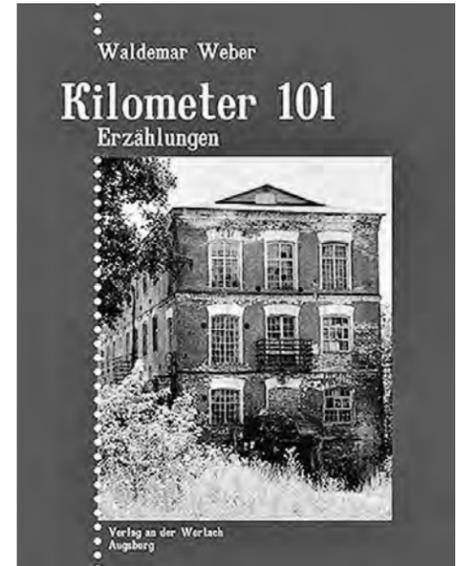
Webers Werke sind in einigen deutschen und russischsprachigen Einzelbänden und in zahlreichen Anthologien in Russland und dem deutschsprachigen Ausland erschienen. In seinem ersten deutschsprachigen Band „Tränen sind Linsen. Lyrik und Essays“ (1992, Moskau) sind über 100 Gedichte und elf Essays zusammengefasst. Weitere Einzelbände sind: „Teni na obojach“ (Lyrik und Nachdichtungen aus dem Deutschen ins Russische, Moskau 1995); „Tscherepki“ (Lyrik und Kleinprosa, Moskau 2001); „Scherben. Gedichte“ (Augsburg 2006); „Durchhalten bis Ende November. Gedichte“, (Moskau 2014).

Mit knappen, komprimierten Versen bringt Waldemar Weber Gedanken auf den Punkt

und definiert Begriffe und Ansichten neu - durch unverbrauchte Wortbilder und Formen und mutige Gedankengänge.

Für seine literarische Leistung wurde er 1993 mit dem Literaturpreis des Großherzogtums Luxemburg, 2002 mit dem PEN-Preis für deutsche Lyrik Liechtenstein (einem der höchstdotierten Preise im deutschsprachigen Raum) und 2002 mit dem Ersten Allrussischen und Internationalen Makowski-Preis für russische Prosa und Lyrik ausgezeichnet.

2000 gründete er den Waldemar-Weber-Verlag (www.waldemar-weber-verlag.de) und 2002 den Verlag an der Wertach (Augsburg), die unter anderem Werke zur russlanddeutschen Geschichte herausgeben. Bei seiner



Verlagstätigkeit wird er tatkräftig von seiner Ehefrau Tatjana (Germanistin) und dem Sohn Alexander, unterstützt.

Waldemar Weber engagierte sich mehrfach als Moderator und Ideengeber landsmannschaftlicher Kulturtagungen und von Autorenseminaren der Landesgruppe Bayern in Kooperation mit dem Literaturkreis der Deutschen aus Russland. Ab 2014 war er sechs Jahre lang mehrfach Jurvorsitzender des Russlanddeutschen Kulturpreises des Landes Baden-Württemberg.

Nachstehend eine Leseprobe aus dem neuerschienenen Buch „Kilometer 101. Erzählungen“.

Nina Paulsen, Nürnberg
Foto: Zfd-Archiv

Waldemar WEBER: „Unsere russlanddeutsche Nachkriegsidentität ist auf der Basis von solchen Erlebnissen, solchen Entdeckungen wiedererstanden. Wir sammelten Scherben des ehemaligen Gefäßes. Die Geschichte der Nachkriegsgeneration war die Geschichte des Suchens nach eigenen Wurzeln.

Deshalb ist uns hier in Deutschland die Erkenntnis so schwergefallen, dass viele unserer früheren Grundsätze und Vorstellungen, unter anderem auch die Tatsache der gemeinsamen Volkszugehörigkeit, heute für die überwiegende Zahl der Deutschen keinen besonderen Wert haben, die Erkenntnis, dass wir auch zur Veränderung etlicher althergebrachten Anschauungen und Denkweisen bereit sein müssen, um die mentale Kluft zwischen einheimischen Bundesdeutschen und Aussiedlern zu überwinden. Es ging um die Wiederfindung der eigenen Identität unter neuen Verhältnissen.

Jede Epoche bringt eigene Definitionen. Zum Prozess unserer Selbstfindung gehören auch die Jahre mühsamer Integration in das neue Leben. Unser Kulturgut ist das von uns in Russland und Deutschland Durchlebte und Erlebte, unsere einmalige Erfahrung des Leidens und der Nächstenliebe. Vor der Aufgabe, es an die bundesdeutsche Öffentlichkeit zu vermitteln, stehen wir nach wie vor.“

Waldemar Weber (aus seiner Ansprache als Jurvorsitzender bei der Verleihung des Russlanddeutschen Kulturpreises des Landes Baden-Württemberg 2018).

Bilder und Szenen aus den 50ern (Seiten 112-114)

Im September 1955 kam Bundeskanzler Adenauer nach Moskau. Seinem Besuch ging im August ein Fußballspiel zwischen der Auswahlmannschaft der UdSSR und dem damaligen Weltmeister, der Nationalmannschaft der BRD, voraus, das mit dem Sieg der sowjetischen Auswahl endete.

Im Spiel Adenauer-Chruschtschow siegte Adenauer. Er erwirkte die Heimkehr der überlebenden Kriegsgefangenen und mancher anderen internierten deutschen Staatsbürger. Offiziell wurde nichts darüber berichtet, ob Adenauer mit Chruschtschow auch über Sowjetdeutsche gesprochen hatte, aber bald nach seinem Besuch wurde die Überwachung letzterer durch die Kommandanturen eingestellt, sie durften sich fortan ungehindert innerhalb der Landesgrenzen bewegen. Das Wichtigste aber - die Rückkehr in ihre Heimatorte - wurde ihnen, im Gegensatz zu den meisten anderen deportierten Völkern, verweigert.

Das damalige „Tauwetter“ äußerte sich für mich vor allem in der Ankunft von Großmutter Theresia. Sie war 1946 aus Sarbala bei Kemerowo nach Kansk bei Krasnojarsk zu ihrem Sohn Viktor umgezogen, Vaters Bruder, einem Halbinvaliden, der sich dort nach vielen Jahren Haft niedergelassen hatte. Sie verbrachte mehrere Jahre damit, ihn zusammen mit seiner Frau Martha, mit der er sich im Lager zusammengetan hatte, zu pflegen, und begann, nachdem sie sich von Marthas Treue und Fürsorglichkeit überzeugt hatte, von einer Reise zu uns zu träumen.

Sie stammte aus einer großen wohlhabenden Bauern- und Kaufmannsfamilie, die in der Kolonie Straßburg im südlichen Trans-Wolgagebiet sesshaft geworden war. 1918 büßte die Familie über Nacht alle ihre zahlreichen Wirtschaften und Landsitze in Sarepta, Palasowka, Dubowka und Kamyschin ein und brach Anfang der 20er Jahre auseinander. Ihre Mitglieder

lebten hernach verstreut in Dörfern und Städten entlang der Wolga, wurden später von dort zwangsumgesiedelt und über ganz Sibirien und Kasachstan verweht.

Ein großes Unglück war für Großmutter Theresia auch der Verlust des Beisammenseins mit ihren lutherischen Glaubensgenossen, die Schließung der Gotteshäuser und die Hinrichtung ihres geistlichen Mentors, eines Priesters aus Zarizin (Zarizyn - früherer Name von Stalingrad, heute Wolgograd), der sie einst getauft hatte.

Der Verbleib der deutschen „Sondersiedler“ an den ihnen zugewiesenen Verbannungsorten wurde 1948 „verewigt“. Eigenmächtiger Besuch sogar in einer Nachbarsiedlung wurde mit Zwangsarbeit bis zu 20 Jahren bestraft. So konnte Großmutter nicht mehr zu uns ziehen.

Doch dann kam das Jahr 1956, und Großmutter machte sich auf den Weg. Vater und ich fuhren nach Moskau, um sie vom Kasaner Bahnhof abzuholen. Der Kom-

binatsleiter hatte uns aus diesem Anlass einen Geländewagen zur Verfügung gestellt.

Großmama kam nach einer Woche Fahrt völlig entkräftet an, mager, aber nicht gebückt (ich hatte sie mir, ich weiß nicht warum, gebückt vorgestellt), sie trug eine Pelzmütze mit einem darüber gebundenen Wollschal. Sie klagte nicht und lächelte sogar, wenn auch nicht sehr fröhlich.

Einquartiert wurde sie in mein Zimmer, und ich hörte sie jeden Abend vor dem Schlafengehen beten. Sie schlug dabei keine Kreuze wie unsere Nachbarin, Tante Nastja, forderte mich nicht zum Beten auf, erläuterte mir nur den Sinn des Gebets, wenn ich danach fragte. Mehrmals am Tag sang sie Lieder und Psalmen aus ihrem alten lutherischen Gesangbuch. Dieses kleinformatige Büchlein mit 700 Seiten und Ledereinband hatte sie, wie auch eine winzig kleine Bibel, allen Umsiedlungen und Durchsuchungen zum Trotz durch ihr ganzes Leben hindurch gerettet. Mal hatte sie

sie in einer Schachtel mit Knöpfen und Garn, mal in der Bettwäsche versteckt oder sie einfach in das Futter ihres Mantels eingenaht.

Im Gesangbuch gab es keine Noten, aber Großmutter kannte die Melodien der Lieder seit ihren Kinder- und Jugendjahren. Später halfen sie mir, das klassische deutsche Lied, das so genannte „Kunstlied“, zu entdecken und liezugewinnen, das den hohen Ton des Choralen und die urwüchsige Natürlichkeit des Volksliedes in sich vereint - ein besonderes Genre, eine besondere Gesangsart, zurückhaltend, ohne äußere Effekte, doch innerlich äußerst gespannt und emotional geladen, die ihren Höhepunkt in den Liedern von Schubert, Schumann, Brahms, Hugo Wolf, Richard Strauß und Alban Berg erreichte.

Mit der Zeit war der Wechsel vom russischen zum deutschen „Element“ und umgekehrt für mich zu einem völlig natürlichen Vorgang geworden, ich musste deswegen nichts in mir überwinden, etwas leugnen oder behaupten.

Märchen lieben Groß und Klein

Der Begriff „Märchen“ kommt von dem Wort „Maere“, was so viel wie „Erzählung“ oder „das, wovon gern und viel gesprochen wird“ bedeutet. Märchen sind erfundene Geschichten, die schon vor über Tausend Jahren erzählt wurden. Sie wurden lange weitererzählt und dann irgendwann aufgeschrieben. Märchen beflügeln die Phantasie, sie helfen, die Welt zu begreifen und geben Hoffnung. Nicht nur Kinder, auch Erwachsene lieben es, Märchen zu hören und zu lesen. Deswegen bringen wir heute hierunter für unsere lieben Leser, große und kleine, schöne Märchen. Viel Spaß!

Eure „KINDERECKE“-Redaktion



Das verlorene Schwänzchen

Ein Häschen kehrte traurig nach Hause zurück. Es hatte irgendwo sein Schwänzchen verloren. Na, ihr wisst ja, ein Hasenschwänzchen ist sehr klein und unansehnlich. Doch das Häschen hatte sich daran bereits gut gewöhnt.

Was sollte es jetzt tun? Ein Schwänzchen wird jedem Tier fürs ganze Leben gegeben, es wächst nicht wieder nach, und man kann es auch nirgends finden oder kaufen.

Das Häschen saß unter einem Strauch und guckte die anderen Waldtiere neidisch an. Wie schön war der buschige Schwanz des Eichhörnchens. Bei dem Fuchs war er noch größer und schöner. Auch der Marder war auf seinen mittelgroßen Schwanz stolz. Bloß das Mäuschen prahlte nicht mit seinem dünnen, langen, unschönen Schwänzchen, aber selbst das Mäuschen hatte es besser als der arme, kleine, verweinte und dadurch ganz unglücklich gewordene Hase.

In seiner Verzweiflung beschloss das Häschen, sich ein irgendwelches Schwänzchen zu stehlen. Das war aber nicht so einfach. Das Eichhörnchen hüpfte immer zu hoch auf den Bäumen herum, das Häschen aber konnte auf die Bäume nicht hinaufklettern.

Vor dem Fuchs hatte es Angst. An den Marder hätte es sich wohl herangewagt, doch dieser verkroch sich tagsüber in einen Schlupfwinkel und schlief den ganzen Tag. Und nachts, wenn der Marder auf die Jagd ging, fielen dem Häschen die Augen von selber zu. An das Mäuschen wollte der kleine Hase gar nicht denken. Es gefiel ihm schlecht, ja sogar überhaupt nicht.

Niedergeschlagen hüpfte das Häschen durch den Wald. Es kam an einer Fuchshöhle vorbei. Ein kleines Füchlein kroch vorsichtig hervor. Seine Eltern waren auf Jagd. Sie hatten ihm streng verboten, die Höhle sogar für die kürzeste Zeit zu verlassen. Das sehr wissbegierige Füchlein war aber diesmal unfolgsam.

„Du hast recht, Tante Eule“, antwortete der kleine Hase. „Aber wie soll ich ohne Schwanz im Wald leben? Es ist doch schamlos, ohne Schwanz zu leben. Alle werden mich auslachen...“ Und das kleine Häschen brach in Tränen aus.

„Du musst überall im Wald Haare sammeln“, riet ihm die Eule. „Jetzt haaren alle Tiere, und wenn du fleißig bist, wirst du bald einen neuen Schwanz haben.“ So tat der kleine Hase.

Als die Waldtiere sahen, dass das Häschen seinen Fehler wiedergutmacht hatte, beschlossen sie, ihm sofort zu helfen. Das Eichhörnchen, der Marder und sogar der Fuchs brachten ihm Haare. Und bald trug der kleine Hase ein neues Schwänzchen. Und jetzt passte er recht gut auf, um es nicht wieder zu verlieren.

Alex REMBES

Die drei kleinen Zicklein

Es waren einmal drei kleine, junge Zicklein mit weißem, samtigem Fell. Sie trugen die Namen Meggi, Melchi und Malchi. Alle drei waren von Kindheit an innige Freunde. Die drei kleinen, weißen, samtigen Zicklein durchstreiften den Wald und fanden genug kleinere und größere Äste, um ein Holzhaus zu errichten.

Fast einen Monat lang wurde gearbeitet. Das geschäftige Treiben und die ungewohnten Geräusche lockten viele Tiere aus dem Wald an, die zuerst neugierig schauten, dann näher kamen und die kleinen weißen Zicklein begrüßten. Diese erklärten ihnen sofort, dass sie nun hier mit ihnen leben wollten. So fanden sie viele neue Freunde. Als das Häuschen fertig war, luden die drei kleinen Zicklein alle Freunde zu einem kleinen Fest ein. Die Gäste kamen, und alle brachten eine Gabe aus ihrem Lebensbereich mit. Sie saßen beisammen, und jeder erzählte entsprechend seinem Bewusstsein. Dieser Austausch schuf eine Verbindung unter ihnen, die auch bestehen blieb, als die kleine Festlichkeit längst vorbei war.

Die Zicklein pflegten auch die Gartenarbeit. Sie säten ihre Samen aus, zum Beispiel Rüben, Karotten, Kartoffeln und Salat. Die drei bauten einen Brunnen und gleich dazu eine große Tränke für alle Tiere, die an ihrem Haus vorbeikamen und durstig waren.

Als endlich alles fertig war, freuten sich die drei kleinen Zicklein und ihre Freunde. Nun konnten sie sich ganz auf ihr neues Leben, das bewusste Schöpfungsleben, konzentrieren. Jeden Tag meditierten und beteten sie. Hin und wieder kamen Tiere vorbei und beobachteten, wie sie meditierten und beteten.

So verlief ihr neues Leben ruhig und friedlich - bis eines Tages der Wolf in den Wald zurückkehrte.

Als der Wolf die Zicklein sah, dachte er gleich an drei leckere Ziegenbraten, die er jeweils zu bestimmten Festtagen verzehren wollte. Er begrüßte die drei Zicklein freundlich und gab sich den Anschein, als wollte er ihr bester Freund sein. Er tat sehr interessiert an ihrem Leben.

Die drei glaubten seinen guten Worten. Arglos sprachen sie zu ihm von dem, was sie bewegte. Sie erzählten ihm vom mächtigen Schöp-

fergott, wie er alle und alles geschaffen hatte, von dem großen Ganzen, in dem sie lebten, und wie schön es ist, für andere dazusein, ihnen zu helfen und zu dienen. Sie erzählten ihm auch, dass sie immer wieder in die Stille gingen, um die Musik des Waldes zu hören, wenn der Wind durch die Gräser und Blätter wehte.

Der Wolf hörte scheinbar geduldig und verständnisvoll zu. „Ihr seid ein bisschen dumm, fürchte ich“, sprach er bei sich, aber er sagte es nicht laut.

Dennoch: All das, was die kleinen Zicklein ihm erzählten, ließ ihn nicht ganz unberührt; es ging in sein Unterbewusstsein ein. Denn als er in seinen Bau zurückging, fühlte er sich seltsam berührt von dem, was Meggi, Melchi und Malchi erzählt hatten. Worte klangen ihm nach, die sie gesprochen hatten. Und er ertrug sich dabei, dass er, ohne es selbst zu wollen, auf die Melodie des Windes lauschte, der durch die Tannen strich.

Von nun an besuchte der Wolf die drei kleinen Zicklein immer öfter, und diese bezogen den rauen Gesellen mehr und mehr in ihr Leben ein. Allmählich veränderte sich das Denken und Fühlen des Wolfes. Denn auch im finstersten Wolf wohnt der lichte Funke göttlichen Lebens. Dieser kam nun in Aktion, und der Wolf dachte immer öfter über das nach, was die drei Freunde ihm immer wieder erzählten. Ganz allmählich wurden die drei Zicklein und der Wolf Freunde. Der Wolf bekam eine ganz andere Gesinnung und dachte gar nicht mehr daran, die Zicklein verspeisen zu wollen. Er spürte plötzlich, was Liebe bedeutet. Er liebte die drei ähnlich wie seine eigene Familie. Die Freundschaft zwischen Zicklein und Wolf wuchs, und es dauerte nicht lange, da führten sie gemeinsam ein ruhiges und besinnliches Schöpfungsleben.

Die anderen Tiere im Walde nahmen zuerst noch Abstand, denn sie fürchteten sich vor dem Wolf. Sie zitterten, wenn sie ihn nur sahen; sie erinnerten sich an manches Böse. Als sie jedoch erkannten, dass Zicklein und Wolf echte Freundschaft geschlossen hatten, kamen sie dem Wolf immer näher. Sie hatten keinen Grund mehr, sich vor ihm zu fürchten.

So wandelte sich allmählich das Bild des Wolfes in den Herzen der Bewohner des Waldes, der Felder und Wiesen. Wenn sie ihn sahen, dann liefen sie nun nicht mehr davon, sondern grüßten ihn freundlich. Das gefiel auch dem Wolf, und er dachte: „Ich habe gar nicht gewusst, dass hier so viele nette Leute wohnen!“

Es war ein herrliches, friedliches, glückliches Leben. Sie mussten weder hungern noch dursten, denn der große Schöpfergeist half ihnen und gab ihnen aus seiner Fülle.

Alles, was sie bekamen, teilten sie untereinander und lebten so in Frieden. Dieses innere Glück brachte ihnen auch ein großes Herz, in dem die Freiheit pulsierte. Dieses friedvolle Leben hielt an, auch als die Zicklein wiederum kleine Zicklein bekamen, noch weißer und samtiger, als sie selbst gewesen waren. Auch der Wolf brachte artige

junge Wölfchen mit in die Runde. Sie spielten mit den kleinen weißen Zicklein, mit den Häschen und den lustigen Fuchskindern Memory und Hüpfspiele, tanzten Reigentänze und sangen fröhliche Lieder.

In allen Herzen blühte und wuchs das Leben des ewigen Schöpfergottes, welches das Evolutionsleben ist für alle Tiere und auch für alle Menschen.

Verfasser unbekannt

Der Vielfraß

Auf einer großen Wiese,
da schnarcht der dicke Riese.
Er ruht sich von der Mahlzeit aus.
Er fraß die Kuh,
die Magd, das Haus,
die Kirche und den Hühnerstall,
den Baum, den Weg,
den bunten Ball.
Nun liegt er da und ist verrückt,
denn alle warten, dass er platzt.
Und platzen wird er sicherlich,
denn diesmal überfraß er sich.
Schon schnauft er laut und ist
ganz bleich.
Versteckt euch gut! Jetzt platzt er
gleich!

Lügenmärchen

Eine Kuh, die saß
im Schwalbennest
mit sieben jungen Ziegen,
die feierten ihr Jubelfest
und fingen an zu fliegen.
Der Esel zog Pantoffel an,
ist übers Haus geflogen,
und wenn das nicht
die Wahrheit ist,
so ist es doch gelogen.

Die Hausfrau fiel ins Tintenfass

Zwei Fischlein saßen
im Hühnerstall
und machten dort
einen Mordskravall!
Denn sie fingen an zu bellern,
sogar der Schellfisch begann
zu schellen.
Der Hofhund hatte die Pfeife
im Mund,
die Schweine wogen schon
dreitausend Pfund.
Der Wagen fuhr rückwärts
zur Tür hinaus,
da wieherten die Mäuse
den Kater aus.

Die Hausfrau fiel ins Tintenfass
rein
und brach dabei das linke Bein.
Der Gockel wedelte
mit dem Schwanz;
die Besen hopsten den Sambatanz.

Das Hühnchen legte ein Spiegelei,
zur nächsten Mahlzeit bist du
dabei!
Der Hengst ertrank im Fingerhut,
die Schnecke kam darob in Wut.

Jetzt will ich nicht mehr weiter
lügen,
weil sich bereits die Balken
biegen.

Alles aus dem RF/zfd-Archiv
Bild: yandex.ru

Seite vorbereitet von Maria ALEXENKO

Z für DICH
ZEITUNG

Karl-Marx-Straße, 144, Slawgorod,
Region Altai, 658820 Russland
Tel./Fax: 007\38568\52845,
e-mail: azfdi@ab.ru

658820, Алтайский край, г. Славгород, ул. К. Маркса, 144
Тел./Факс: 007\38568\52845, e-mail: azfdi@ab.ru

Chefredakteur: Henry ROHR, Redakteurin: Svetlana DEMKINA
Главный редактор: Г. Г. РООР, шеф-редактор: С. В. ДЕМКИНА

Газета выходит ежемесячно.
Заказ № 6863
Тираж 660 экз.

Отпечатано в ООО «ИПП «Алтай»
(656043, Алтайский край, г. Барнаул, ул. Короленко, 105)
Подписной индекс: ПАО55. Свободная цена.

С вопросами и пожеланиями по доставке газеты в Алтайском крае
обращаться в почтовые отделения.

Регистрационный номер ПИ № ФС 77 - 69111 от 14.03.2017 г.
выдан Федеральной службой по надзору в сфере связи,
информационных технологий и массовых коммуникаций.

УЧРЕДИТЕЛИ: Управление печати и массовых коммуникаций Алтайского края
и краевое государственное унитарное предприятие газета «Алтайская правда».
Адрес редакции и издателя: 656049,
Алтайский край, г. Барнаул, ул. Короленко, 105
Тел./Факс: (3852) 35-31-44, e-mail: mail@ap22.ru

6+